Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfundzwanzigster Jahrgang

Nr. 27 — **Marburg i. H., den 6. Juli** — **1911**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Heimatlos — Frühlingstage in Chinas heiligem Lande. Reisebriefe aus Asien 10 Erste Hälfte — Die Synagoge von Kapernaum — Die Oden Salomos. 1. Das Wunder des Herrn — Aus Rom — Erster Allgemeiner deutsch-österreichischer Protestantentag — Nach der Entscheidung im Fall Jatho — Verschiedenes: Ist eine Neubelebung unserer evangelischen Kirche möglich (Matthes); Der geniale Mensch (Türck); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Heimatlos

Wir haben hie keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir. Ebr. 13, 14.

Das war seltsam, als ich kürzlich nach Jahrzehnten wieder durch das Dorf ging, wo ich meines Vaters Vikar gewesen war. Die äußeren Veränderungen waren unbedeutend; es sah alles noch ziemlich so aus, wie ich es verlassen hatte. Um so sonderbarer ging es mir mit den Menschen, denen ich begegnete. Alle waren mir fremd geworden. Die damals Kinder gewesen, waren große Leute geworden, die Männer hatten sich in Greise verwandelt, und die ganze alte Generation schlief auf dem Friedhof. Von den Jungen wußte ich nichts, und sie kannten kaum meinen Namen. Es gibt keine alltäglichere Wahrheit, als die, daß wir älter werden und unterwegs zum Grabe sind. Aber wenn wir diesen geläufigen Gedanken wirklich erleben, dann wird er groß und furchtbar: Wir haben hie keine bleibende Stadt!

Aber ich fühlte mich heimatloser als die Menschen um mich her. Ich sah, wie in meinem Dorfe fast alle in der Heimat geblieben sind und wie die Kinder einfach an die Stelle der Eltern gerückt waren. Hier gibt es noch eine Lebensgemeinschaft, die auch der Tod nicht ganz vernichtet. Wie im Leben, so bleiben dort die Leute auch im Tode vereint und es hat noch einen Sinn, wenn jemand das alte Gebetswort nachspricht:

> Dem Leib ein Räumlein gönn bei meiner Eltern Grab,
> Auf daß er seine Ruh an ihrer Seiten hab!

Da dachte ich nicht nur an mich, den der Beruf bald hieher bald dorthin geführt hat. Mir war es immerhin noch leicht geworden, mich an verschiedenen Orten heimisch zu fühlen in meinen vier Wänden und in meiner Arbeit. Allein wie heimatlos sind viele unsrer Brüder, die von Stadt zu Stadt wandern, oder die in der nämlichen Stadt aus einer Mietkaserne in die andere und aus einer Fabrik in die andere ziehen. Kann bei denen überhaupt ein Heimatgefühl lebendig werden? Es muß eine unsrer großen Aufgaben werden, den heimatlosen Arbeitern wieder ein Stückchen Land zu erobern, wo sie sich daheim fühlen können!

Und weiter wanderten meine Gedanken zu der geistigen Heimatlosigkeit unsrer Zeit. Naumanns Bild von dem Weinstock fiel mir ein, dem die Mauer eingestürzt ist, an der er sich emporgerankt hat und dessen Reben nun am Boden liegen. Gegen die „Heimatlosigkeit unsrer Gefühle" hilft keine Bodenreform und Wohnungsfürsorge. Aber je heimatloser wir uns fühlen, desto ernstlicher werden wir die zukünftige Heimat suchen.

Wir wollen beileibe nicht denken, wie die Freunde Wilberforces, die seine Begeisterung für den Kampf gegen die Sklaverei durch das Argument zu ermäßigen suchten, daß nicht sehr viel daran liege, ob jemand hier ein Sklave sei oder nicht, da ja im Himmel auf alle Frommen Freiheit und Glück warte. Die ringenden Brüder auf das bessere Jenseits zu vertrösten, statt ihnen zu helfen, ist herzlose Grausamkeit. Aber darin möchten wir uns doch von Anderen, die auch auf eine schöne Zukunft hoffen und für sie arbeiten, unterscheiden, daß wir ein wenig weitersehen als sie. Wir brauchen nicht nur Reformen, die die Dinge und äußeren Lebensverhältnisse verändern, sondern eine neue von innen her die Personen umschaffende Belebung der Seele. Nur so kommt ein Stück Himmel auf die Erde und nur so wird die Erde eine Vorhalle des Himmels. Fern von Gott fühlen wir uns in der Fremde. Wenn aber Gottes Liebe uns leuchtet und sein Leben unsre Seele durchflutet, dann haben wir einen Himmel und eine Heimat. Daheim bei Gott sind wir daheim bei uns selbst, und während unsre Füße noch im Staube stehen, heben wir getrost das Angesicht empor zum unverlierbaren Vaterhause.

C G

Frühlingstage in Chinas heiligem Lande

1

Die warme Zeit bricht in China sehr plötzlich herein, weit schneller und unvermittelter als bei uns in Mitteleuropa. Soeben noch fror man im Nordwinde, hüllte sich fest in seinen Wintermantel, blickte trübsinnig bald auf den Kalender, bald auf die noch so kahlen Zweige und Büsche, — da auf einmal eines Tages brennt Sonnenglut vom blauen Himmel herab, daß man sich unwillkürlich nach seinem Tropenhelm umschaut, wie mit Zauberschlage regt sich alles, was da kreucht und fleucht, auch jene kleinen Lebewesen leider, die man in der Winterkälte schon fast glücklich vergessen hatte; die Knospen und Blätter knistern beinahe vor Wachstum, die Felder grünen. Aber nun ists auch bald schon zu viel, für Frühlingstage wenigstens, es zieht mit lähmendem, schläferndem Hauch die Sommerstimmung durch das Land, auf den Straßen brütet die Hitze, Staubwolken fliegen, die kleineren Wasserläufe versiegen, in der flimmernden Luft zittert wieder jene erste unbeschreibliche Meldung des tropischen oder subtropischen Sommers, die Keiner verkennt, der sie früher durchgemacht hat. Die Welt der Armen wirft die beschwerliche Wattekleidung ab und läuft in leichtester Hülle dahin, die gelbe Haut bietet sich wieder der dunkelnden Sonne, Kinder spielen wohl schon ganz nackt an den Wegen und in den Höfen, die zierlichen braunen Glieder mit Staub grau verpudert. Das ist kein Frühling mehr in unserm Sinne, kein „die linden Lüfte sind erwacht", — die Natur springt hier mit beiden Füßen in den Sommer hinein und der Mensch mit ihr.

Dazwischen aber gibts dann doch ein paar Tage, da ist er da, der wirkliche Frühling. Eilig vorüberstreifend wandert er, aber vorüberstreifend rührt er uns doch an mit seinem ganzen zarten Zauber, wie ein kurzes Ritardando des Umschwungs der Tonarten des Jahres.

Solch einzelne Frühlingstage erlebte ich dies Jahr auf jenem Boden, den man Chinas heiliges Land nennen kann. Was Palästina, das gelobte Land, dem Christentum des Occidents bedeutet, das ist dem Chinesen jenes Gebiet im Herzen der Provinz Schantung, wo bei der Stadt Tainganfu der Taischan aufragt, der uralt ehrwürdige Berg, den die Opfer der Kaiser seit den Anfangszeiten chinesischer Geschichte geheiligt haben, und wo südlich vom Taischan die ruhmreiche Stadt Küfu, die Geburts- und Todesstadt des Konfucius, noch weiter südlich die Stadt Tschou, die Heimat des Mencius, an Persönlichkeiten und Ereignisse erinnern, die dem Chinesen die Grundlagen seiner geistigen Existenz bedeuten.

* * *

Wir saßen auf der mit Matten überdachten Terrasse des buddhistischen Klosters Tchien Fo shan an der Bergeshöhe südlich von der Stadt Tsinanfu. Das ist die Hauptstadt der Provinz Schantung, jetzt mit der Bahn von Tsingtau her erreichbar, der Ausgangspunkt für die Wallfahrt in Chinas heiliges Land. Es war ein Sonntagmorgen. Strahlend im Frühlingsgrün lag das Land unter uns da, mitten in den fruchtbaren Auen von mächtigen Mauern umgeben die Häusermasse, der wir entflohen waren. Dort zog sich breit durch die Felder hin die Straße, die hinaufführte, umlagert von Bettlern, dem traurigen Auswurf der Stadt, die unter dem Frühlingshimmel ihre Gebrechen sonnten, sich selbst und den Mitmenschen eine Plage. Bis hier herauf drang das heisere Krächzen einiger und verdüsterte für Augenblicke die Stimmung des so hellen und die Seele erhellenden Frühlingmorgens. Doch eben nur für Augenblicke. Das Licht der lebenweckenden Sonne war stärker.

Sonderbare Träumerei, wenn man in solcher Stunde über einer großen Stadt thront und sie so greifbar, so umspannbar unter sich hingebreitet sieht. Als könne man sie in seine Hand fassen und habe nun wie ein Spielzeug zwischen den Fingern all das bunte Treiben jener Straßen, durch die uns noch vor Kurzem die Sänften dahintrugen, all die Läden und Werkstätten, all die stillen Gelehrtenklausen, all die Teehäuser und Garküchen, all die Tempel und Pagoden, all die Gerichtshöfe und Beamtenwohnungen, all die Pfandhäuser und Wahrsagerbuden, all die Menschen und Tiere, die da drunten wie Ameisen durch einander wimmeln. Die Frühlingshelligkeit macht die Menschenschwere für eine Weile leicht, als sei es nur ein lustiges, drolliges Spiel, das sie aufführen. Wie deutlich liegen im Norden der grauen Stadt die grünen Bezirke des Ta ming lin, der lotusreichen, baumüberschatteten Teiche oder Seen mit Lusthäusern und zierlichen Pavillons, zwischen denen die Gondeln und die eleganten Hausboote mit solchen, die das Vergnügen kaufen können, und solchen, die dem Vergnügen dienen müssen, an heiteren Tagen oder lauen mondhellen Nächten lustig dahinplätschern. Diese grünen Bezirke scheinen heute das Grau der Häuser lebhaft zu überglänzen, als wollten sie die Sorgen weglachen; — „freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht —". Vor meinem inneren Auge tanzt bei dem Anblick das Auf und Nieder des chinesischen Menschenschicksals: hier der Bettler, dort der reiche Verschwender, hier der schwitzende Karrenschieber, dort der seine Schriftzeichen mit sorgfältiger Eleganz malende Literat.

Gesondert von diesem chinesischen Treiben, nach Westen hin abgerückt aus den Stadtmauern heraus liegt die deutsche Ansiedlung da. Denn es gibt hier bereits eine ganz beträchtliche, allmählich zunehmende deutsche Kolonie. Schmucke, frei und vornehm gebaute Häuser, von Gärten und offenen Plätzen umgeben, gleich dem ersten Blicke die ganz andere Art des Abendländers kundtuend. Mehr Vermögen, mehr Bequemlichkeit, mehr Ellbogenweite, mehr Reinlichkeit und sanitäre Vorsicht, so recht die Neuzeit neben das Mittelalter gestellt; denn China ist das Mittelalter. „Habt ihr auch noch Stadtmauern bei euch daheim?" fragte mich neulich ein Chinese, als er mich um die kolossalen Mauern der Stadt Weihsien herumführte. Ich erwiderte, in meiner Jugend habe meine Vaterstadt noch welche gehabt, heute nicht mehr. „Es ist auch ungesund", sagte er, „die Luft darinnen ist schlecht, Krankheiten entstehen leichter." Das war ein Mann, den Europa schon auf seiner Seite hatte. Ja, Viele von ihnen sehen wohl ein, daß unsre Art zu leben angenehmer und vorsichtiger ist. Es drängt sie aus dem Mittelalter heraus. Aber ein riskanter Häutungsprozeß wird es werden, bis sie ihre Stadtmauern niedergelegt haben, und so anmutig und frei und wohlhabend wird es dann doch nicht überall aussehen wie in diesen Fremdenansiedlungen jetzt. Denn in Europa selbst sieht es leider auch längst nicht überall so aus.

Die warme Frühlingsluft raschelt in den Strohmatten auf dem Gestänge über meinem Kopfe. Ich schlürfe ein wenig Tee, den der aufwartende Mönch eben erneuert hat, und esse dazu ein paar Erdnüsse. Mein Nachbar, ein offenbar ganz gut situierter Chinese, rückt näher zu mir her, er will ein Gespräch anknüpfen, wie sie es so lieben. Denn man plaudert hier gern. Plaudern, sich allerlei erzählen, seine Meinungen und Erlebnisse austauschen, gehört zum gemütlichen Lebensgenuß. Ich lasse mir von meiner redseligen Neubekanntschaft die Namen der drei so seltsam isoliert aus der Ebene am Hoangho da drüben emportauchenden Bergkegel nennen, die mein Auge schon lange gefesselt haben. Die wird Konfucius auch schon betrachtet haben, muß ich unwillkürlich denken, als er vor zweieinhalb Jahrtausenden diese Gegend durchwanderte. Sie mögen ihm auch seltsam vorgekommen sein. Er hatte Sinn für Natur und Naturerscheinungen, so wenig wir Europäer ihn auch von der Seite her kennen. Hat er doch ein sehnliches Verlangen empfunden, das Meer zu erblicken und hat er doch ein hohes Gebirge bestiegen, von wo er die Wogen der See in der Ferne wahrnehmen konnte. Hinter all seiner uns etwas schematisch trocken vorkommenden Verehrung des Altertums und hinter seiner beengenden Formseligkeit und blutleeren Tugendmaske lag etwas Ursprünglicheres, Unmittelbares, dem er nur gewöhnlich nicht freien Lauf ließ. Es wird eine eigentümliche Anekdote von ihm erzählt, die nach dieser Seite hin in sein Inneres blicken läßt.

Eines Tages fragt er seine Schüler, was sie als ihr besonderes Lieblingsziel vor Augen haben würden, wenn ihnen eine hohe, einflußreiche Staatsstellung verliehen wäre. Einer trägt große volksbeglückende Ideen vor. Ein andrer ist bescheidener und meint, er würde nur versuchen, den Wohlstand des Landes zu heben. Ein dritter schwärmt für sorgfältige Erhaltung des alten guten Zeremoniells. Schließlich fragt der Meister einen, der bis dahin seitab gesessen, auf der Laute gespielt und geschwiegen hat, was er denke. Der Gefragte will ausweichen, er könne mit dem was die Anderen geäußert, nicht konkurrieren. „Nur zu," sagt Konfucius, „äußere dich offen, was dein Herzenswunsch wäre, wenn du Macht hättest, ihn zu befriedigen." „Nun wohl," sagte der Schüler, „meine größte Freude würde immer sein, wenn ich in schönen Frühlingstagen, da man die leichtere Kleidung anlegt, mit andern jungen Männern und Burschen mich im frischen Wasser baden, unter alten schattigen Bäumen im Grünen liegen, die linde Luft atmen und frohe Lieder singen könnte. Das würde ich genießen den ganzen Tag über bis in die sinkende Nacht." Da seufzte der große Weise, seiner eigenen Jugendtage gedenkend, und sagte: „Du hast recht; das wäre auch für mich das Schönste."

Wie sprechend ist diese kleine altüberlieferte Geschichte! Ueber all die hohen, etwas künstlich genährten Ideale, die auf Volk, Staat, Gesellschaft zugeschnitten sind, triumphiert die einfache innige, harmlose Freude an der Natur. Auch in dem heutigen Chinesen ist noch dieselbe Ader. Erleben wirs nicht eben jetzt? Die Leute, die hier mit uns auf dieser Terrasse sitzen, scherzend und plaudernd ins sonnenbeschienene Land blicken, ohne großen Aufwand körperlichen Genusses jene stillste, feinste Freude des Aufgehens in Naturschönheit suchen, es sind Leute vom Schlage des Konfuciusschülers. Und an Tagen wie dem heutigen können wir mehr von ihnen finden durch das ganze Land hin.

* * *

Da liegt weiter zurück in den Bergen, eine halbe Stunde Weges von hier, ein kleineres, stilleres Buddhistenkloster, Kai yüen ssi, zu dem wir noch hinüberwandern wollen. Es hat sich zwischen die Felsen eingeklemmt, und seine Götterbilder sind

zum Teil aus dem Stein des Felsens herausgehauen, seine Hütten in die Felsen hineingebaut. Auf dem freien freundlichen Mittelhofe dieses Klosters bietet sich uns ein Bild, wie es dem erwähnten Schüler des Konfucius wohl in seinen Erinnerungen vorgeschwebt haben mag. Unter dem höhlenartig zurücktretenden Gestein entspringt eine klare kühle Quelle. Nicht weit davon erhebt sich einer jener offenen Pavillons, wie sie in China so häufig sind. Im Hofe umher grünt es von Syringenbäumen, die eben in voller Blüte prangen, und unter den Bäumen sind noch in Töpfen allerlei blühende Blumen aufgestellt. Die Bergwände lassen nach vorn hin einen schmalen Durchblick frei auf die ferne Ebene der Stadt Tsinanfu, grade groß genug um sich der versteckten Geborgenheit vor dem Treiben der Außenwelt bewußt zu werden. Diesen lieblichen Winkel, den eine horazische Ode besingen könnte, haben sich an diesem schönen Morgen ein paar junge Leute, offenbar den höheren Ständen angehörend, ausgesucht zu einem Stündchen reinster Lebensfreude. Sie sitzen unter Scherzen und zwangloser Plauderei in dem Pavillon, Diener bringen ihnen einfache Erfrischungen, Tee und etwas Gebäck, aber ihr wirklicher Genuß ist die lachende Sonne, das sprudelnde Wasser, die Stille des Ortes, der Gesang der Vögel, das Grün des frischen Frühlingslaubes, das Bunt und der Duft der Blüten. Sie haben es sich bei der Wärme bequem gemacht, ihre Kleidung zum Teil abgelegt. Bisweilen geht Einer an das kühle Quellwasser in der Grotte und plätschert mit seinen nackten Armen darin; ein Anderer wandelt zu den Syringen hinüber und pflückt mit Hülfe eines Dieners ein paar Büsche der duftenden, eben geöffneten violetten Blüten, bringt sie mit lachenden Bemerkungen zu seinen Genossen herüber und verteilt sie. Unsere Anwesenheit, da wir uns ein wenig seitwärts unter den Schatten der Bäume gesetzt haben, stört sie offenbar nicht weiter; es wäre sonst auch schade gewesen.

Horazische Stimmung, wie schon gesagt, liegt über dem Allen. Man muß sie auch einmal so belauschen, die Kinder des Reichs der Mitte, um ihnen ins Herz zu sehen. Hier ist der Ursprung jener zahllosen idyllischen Naturgemälde, wie sie seit länger als einem Jahrtausend in China entstanden sind, der japanischen Kunst Vorbild und Anregung gegeben haben und jetzt allmählich auch dem Abendlande bekannter werden. Hier ist der Ursprung jener vielen idyllischen Liedchen, bald fröhlich sanguinischer Art, bald schwermütig träumend, deren Uebertragung aus ihrer einsilbig andeutenden und wie verschleierten Sprache in die scharfe Klarheit unseres grammatisch gebundenen Ausdrucks so schwer, ja unmöglich ist. Aber der Urgrund des Empfindens, das spürt man, ist derselbe wie in uns.

* * *

Der Taischan. Die Lichter flackern unruhig vor mir, zwei mitgebrachte Kerzen, die auf den kleinen, etwas invaliden chinesischen Tisch geklebt sind, an dem ich in die Nacht hinein träume. Unruhig flackern die Lichter. Denn der Frühlingssturm heult um das Häuschen in allen nur möglichen Tonarten und bläst dabei mit Macht durch die Risse in den Papierfenstern und durch alle sonstigen Ritzen. Er hat hier oben viel eigenartigen Unterhaltungsstoff, der muntere Geselle. Bald wirft er das Kopfstück von einem alten Marmordenkstein, den der Kaiser Chienlung vor anderthalb Jahrhunderten setzen ließ, in den Staub, völlig ohne Respekt vor kaiserlichem Willen und kaiserlich eigenhändigen Schriftzeichen; bald rüttelt er an den drolligen kleinen Dachreitern der Tempel und bricht die Figürchen von ihrem luftigen Standort ab, bald hebt er ein paar Ziegel aus und zertrümmert sie lärmend auf dem Tempelhofe, und unten, mehr in der Ebene, fegt er den Sand der Lößlande dahin und verfinstert damit, wenn es möglich wäre, selbst noch die Nacht.

Der Taischan. Dies Tempelchen, in dem ich sitze, steht auf seinem höchsten Gipfel. Es ist ganz anspruchslos, ohne allen Prunk und Schmuck. Millionen solcher Gebäude findet man im weiten China umher, viele auch auf Bergesgipfeln, um die der Frühlingswind braust. Nur Eins ist hier besonders. Wenn wir aus diesem unserm Raum hinaustreten in den kleinen Hof, welchen die Baulichkeiten im Viereck umgeben, so sehen wir, selbst im Dämmern dieser Nacht, vor uns mitten im Hofe die Umrisse einer einfachen, etwa zwei Fuß hohen Einfriedigung, innerhalb deren sich nicht mehr erkennen läßt als die unregelmäßigen Formen rohen Felsbodens, der Kopf des Granitfelsens, auf dem man den Tempel gebaut hat. Es ist auch nichts weiter von dem Geländer umschlossen. Eben der Gipfelpunkt des Taischan wird hier in seiner unantastbaren Ursprünglichkeit bewahrt, unbedeckt von Gebäuden, nicht zu betreten vom Schritt der Menschen. Denn hier hat man seit den ältesten Zeiten angebetet, hier haben die ältesten Herrscher Chinas bereits ihre Opfer dargebracht, dieser Granitgrund ist geheiligt durch die Mächte, vor denen China sich am allermeisten beugt, durch Alter und Geschichte.

China besaß von den Anfangszeiten seiner Kultur her vier berühmte heilige Berge, gelegen in den vier Provinzen, welche dem ursprünglichen Reiche des dritten Jahrtausends vor Christo schon angehört haben werden, nämlich in Shantung, Chili, Shansi und Hunan. Später, d. h. für unsere Zeitrechnung noch in grauem Altertum, nämlich in der Tschou-Dynastie (ca. 1200—300 v. Chr.) wurde ihnen ein fünfter in der Provinz Honan hinzugefügt. Jene vier entsprechen den vier Himmelsrichtungen, der fünfte dem Mittelpunkte des Landes. Unter ihnen ist der Taischan der namhafteste und gilt als Oberhaupt aller. Daß auf dem Taischan schon im dritten Jahrtausend vor Christo von den Kaisern Opfer dargebracht sind, stellt das Geschichtswerk des Szi-ma Tsien, der großen historischen Autorität aus dem ersten vorchristlichen Jahrhundert, zweifellos fest. Wie diese alten Bergopfer aufzufassen seien, wem sie eigentlich galten, ist nicht so leicht zu entscheiden. Es wäre möglich, daß trotz des heiligen Berges an einen Berggott in irgend welchem Sinne nicht zu denken sei, sondern daß es sich um Verehrung des Himmels (oder der Sonne?) auf dem Gipfel des Berges handelte. Die Verbindung der Berge mit dem Himmel ist für chinesische Vorstellung sehr eng und mannigfach aus dem Altertum bezeugt. Auch die Beziehung der vier Berge auf die vier Himmelsrichtungen gibt zu denken, insbesondere die Lage des Taischan nach Osten zu, nach dem Sonnenaufgang. Wir lassen die Streitfrage auf sich beruhen. Sicher konzentriert sich um diesen Berg religiöses Leben von vier bis fünf Jahrtausenden in ununterbrochener Folge.

Der ganze Berg legt Zeugnis davon ab. So einfach der Gipfelpunkt hier ist, sich still dem Himmel bloßlegend wie in Urvätertagen, aber ohne Monument, ohne Inschrift, ohne Prachtbau, von einem ganz gewöhnlichen Holzgeländer umzogen, so reich ist übrigens doch das weite Plateau des Berges und der Weg von unten hinauf mit Monumenten, Inschriften und Bauwerken bedacht, an deren Errichtung sich jede Generation Chinas seit dem ersten Dämmern der Geschichte irgendwie beteiligt hat. Dort drüben gleich vor unserm Tempel ragt der bekannte „Stein ohne Inschrift“ auf, ein Denkmal des berühmten Kaisers Shi huangti der Tsin-Dynastie (von der der Name China, nämlich Tsina, stammen soll), zurückweisend ins dritte Jahrhundert vor Christo, als die Römer ihre punischen Kriege ausfochten. Hier herüber nach links würden wir bei Tage Steine und Inschriften aus den Zeiten Karls des Großen, Rudolfs von Habsburg und Luthers erblicken. So geht es mit Zeugnissen der Geschichte über den Berg hin und den Treppenweg hinunter. Nur im neunzehnten Jahrhundert haben die Kaiser der jetzigen Dynastie die ehrwürdige Höhe nicht mehr aufgesucht, für Chinesen wohl auch ein Zeichen des um sich greifenden Verfalls und Niedergangs der Reichsherrlichkeit.

Die Höhe des Berges ist nicht sonderlich, etwa 1500 Meter mißt man. Immerhin ist er der höchste Berg der Ostgegend des altchinesischen Staates und hat etwas Imponierendes dadurch, daß er sich frei aus der Ebene erhebt. Die Besteigung bereitet keine Schwierigkeiten. Von der Stadt Tainganfu aus, die an seinem Fuße liegt und von jeher als Hüterin und Pflegerin des heiligen Bezirkes gegolten hat, führt eine Pilgerstraße aufwärts, gut gehalten, vielfach als Treppe gestaltet (man zählt über 6000 Stufen), die bis zu dem Gebirgsplateau hinaufreicht, wo dann bequeme Wege sich hierhin und dahin zerteilen. Daß es an dieser Treppenstraße von Tempeln und Tempelchen, von Schreinen und Denkmälern und Inschriften,

aber zur Pilgerzeit leider auch von gewerbsmäßigen Bettlern wimmelt, wird dem, der den Orient kennt, selbstverständlich sein. Die Freude an der Landschaft wird dadurch wesentlich beeinträchtigt. Uebrigens ist der Berg im ganzen auch kahl, nur streckenweise von Zypressen und Kiefern, spärlich einmal von Laubbäumen bestanden und kann sich in seinem landschaftlichen Eindruck etwa mit dem bekannten Berge Omi in Westchina, dem großen buddhistischen Pilgerzentrum, nicht entfernt messen. Seine Bedeutung für das Volksempfinden dagegen, beruhend auf seiner geschichtlichen Stellung, ist weit größer.

Der Taischan ist gewissermaßen allgegenwärtig in China. Man findet nämlich durch das ganze Reich hin den eigentümlichen Brauch, daß Steine vom Taischan in Mauern eingelassen oder als niedrige Pfeiler irgendwo aufgerichtet stehen mit der Inschrift: „Tai schan kan tang", d. h. „der Taischan darf es wagen", wobei zu ergänzen ist: „den bösen Geistern hier Widerstand leisten." Steine vom Taischan bannen also überall die bösen Einflüsse. Dieser Glaube und Brauch beruht natürlich auf der Vorstellung eines Berggottes, die in den breiten Massen des Volkes seit langem, vielleicht von jeher, geherrscht hat. Für die vergleichende Religionsforschung läßt sich ein Wink aus diesem Brauche entnehmen. Man trägt Steine des heiligen Berges mit sich fort, in ihnen die Heiligkeit des Berges und die schützende Gegenwart des Berggottes selbst sich versichernd. Mit dem Stein, den der Bauer von Szuchuan oder Yünnan (dort, in den südwestlichsten Provinzen Chinas, also unendlich weit vom Taischan entfernt, beachtete ich es zuerst) in seine Hausmauer einläßt oder an der Straße aufstellt, hat er den Gott des Taischan gegenwärtig, trotz der großen Entlegenheit des Berges selbst. Der Gedanke legte sich mir nahe, als ich diesen Brauch bemerkte, ob nicht das alte Volk Israel den Gott des Sinai wohl auch in einem Stein vom Sinai, den man in der Lade mit sich trug, wie gegenwärtig festzuhalten gesucht habe? Denn einen Stein scheint doch die alte Lade enthalten zu haben, und zum Sinai gehört der Ursprung der Lade und ihres Inhalts. Ich deute den Gedanken hier nur an.

Der Gott des Taischan ist eben deshalb, weil er so ungemein populär war, vom Volksglauben auch an die Stelle gesetzt, wo er für das Schicksal des Einzelnen von größtem Einfluß ist, er ist nämlich zu einem der angesehensten Götter der Unterwelt, zu einem der Seelenrichter gemacht. Als „Gott des Ostgipfels" (Tung yo) herrscht er unter den Toten, und die Tempel des Tung yo, in denen ihm Verehrung dargebracht wird, sind häufig. Einer der größten und berühmtesten findet sich an dem Orte, wo das taoistische Oberhaupt, der „himmlische Meister" Tschang residiert, in den Drachen- und Tigerbergen der Provinz Kiangsi. Denn dem Taoismus, der rein chinesischen Volksreligion, liegt der Gott des Ostgipfels naturgemäß am nächsten, obwohl auch der Buddhismus sich ihn einigermaßen angeeignet hat. Der Buddhismus besitzt übrigens auch auf dem Taischan selbst eine ganze Anzahl von Tempeln, obwohl der Kult dieses Berges eigentlich nichts mit Buddhismus zu tun hat. Aber die fließenden Grenzen der religiösen Vorstellungen und Bestrebungen in China machen es leicht, daß man sich auch in ursprünglich fremdem Gebiet ansiedelt.

Das Sonderbarste am Kult des Taischan ist vielleicht, daß die alte Gottheit des Berges oder was sonst dort jemals Objekt der Anbetung gewesen sein mag, seit Jahrhunderten an Ort und Stelle praktisch verdrängt worden ist durch eine weibliche Gottheit, deren Ursprung im Dunkeln liegt. Der Haupttempel auf dem Gipfel gilt heute nämlich der „Pi hsia yüen tchün", einer Göttergestalt, die in weiblicher Gestalt dargestellt und als Enkelin des alten Taischan-Gottes angesehen wird (unter genauer Aufweisung der Genealogie). Diese Göttin ist auch der Mittelpunkt des großen Taischan-Heiligtumes in der Stadt Tainganfu am Fuße des Berges, und sie hat noch eine Reihe anderer Tempel. Sie ist für das Volksbewußtsein durchaus die Gottheit des heiligen Berges. Angerufen wird sie vor allem um Kindersegen, aber auch um Heilung von mancherlei Krankheiten. Der Hergang ist eine Analogie zu jener andern Erscheinung auf chinesischem Boden, daß die Kwan yin (als weibliche Figur, umgestaltet aus einer ursprünglich männlichen) im Buddhismus so zentral geworden ist und jede andere Gottheit, auch den deifizierten Buddha, in den Hintergrund gedrängt hat. Die Gründe sind in beiden Fällen wohl hauptsächlich psychologischer Natur. —

Hier in dem Tempelchen des höchsten Gipfel, der uns für diese Nacht Unterkunft bietet, und in dem wir jetzt den Sturm heulen hören, hat allerdings die göttliche Enkelin des Taischan keine Stätte, sondern unser Tempel gehört dem „Yü huang shang ti", dem „göttlich erhabenen höchsten Herrscher", der durch ganz China hin bei der Masse des gewöhnlichen Volkes so etwas wie den höchsten Gott, den Götterkönig repräsentiert. Die Legenden über ihn enthalten vielleicht Reste eines Naturmythus, der auf Sonne und Mond als die Eltern der Gottheit deutet und ihn als eine Personifikation der Lebenskraft in den Naturerscheinungen auffassen ließe. Solch eine Gottheit gehört in der Tat auf die äußerste Höhe des Taischan. Kann man irgendwo einen tieferen Eindruck von dem lebenweckenden Geheimnis, das hinter den irdischen Erscheinungen steht, erhalten als von dieser Bergesspitze her, wo der Blick weithin die Natur in ihrer Fülle und Größe erfaßt, das reiche Land bis an das Meer dahinten, die Felsen, Flüsse, Bäume, wo die Wolken des Himmels uns streifen, die Sterne uns näher zu sein scheinen, wo man das Aufflammen des Morgenrots oder das Verflackern des Tageslichts wie ein vollkommen neues Phänomen erlebt; wo zugleich die Zeugnisse der Geschichte, der längsten zusammenhängenden Volksgeschichte, die die Menschheit kennt, zu unsern Füßen ausgestreut liegen und von dem Streben und Ringen ferner Generationen reden, — — kann irgendwo die lebenweckende Kraft im Irdischen sich deutlicher manifestieren?

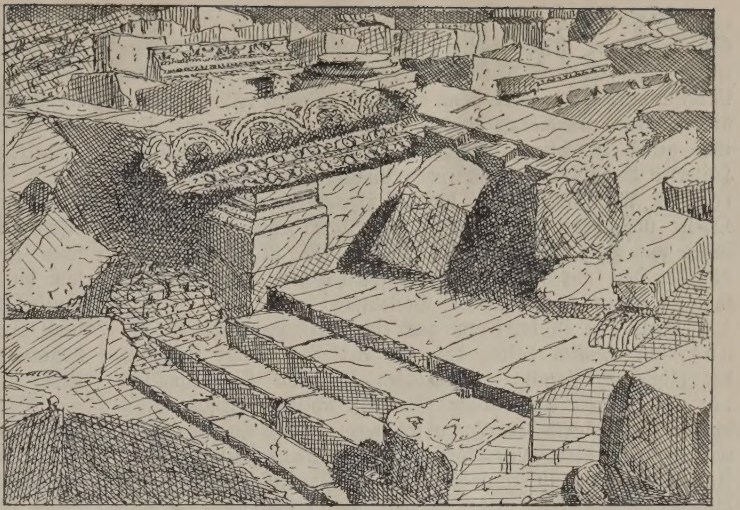
Heinrich Hackmann

Die Synagoge von Kapernaum

Mark. 1, 23—27 und Luk. 7, 1—10 ist von der Synagoge von Kapernaum die Rede, in der Jesus zum ersten Mal öffentlich auftritt und die der Hauptmann der herodianischen Garnison des Fleckens, anscheinend ein Proselyt, den Juden hatte bauen lassen. Die lange Zeit hindurch strittige Frage, wo Kapernaum gelegen habe, kann jetzt wohl als endgiltig gelöst angesehen werden, und zwar dahin, daß die heutige Ruinenstätte Tell Hum, eine halbe Stunde westlich von der Mündung des Jordans in den See Genezareth, die Ortslage bezeichnet. Schon vor längerer Zeit hatte der Franziskanerorden einen Teil des Ruinenfeldes gekauft und mit einer Mauer umgeben; die beabsichtigten Ausgrabungen konnten aber wegen der Schwierigkeiten, die unter dem alten türkischen Regime mit solchen Plänen immer verbunden waren, nur mangelhaft ausgeführt werden; auch mußte man die Trümmer, soweit es gelungen war, sie vorübergehend bloß zu legen, wieder mit Erde zudecken. Trotzdem war schon vor einem Jahrzehnt festgestellt worden, daß die

Der Innenraum nach der Ausgrabung

Ueberreste einer sehr schönen und reich gebauten Synagoge darunter waren, und die Vermutung lag nahe, daß es sich um den in den Evangelien erwähnten Bau handelte. Die unlängst erneuten und jetzt glücklich durchgeführten Ausgrabungsarbeiten haben diese Annahme bestätigt, und nicht nur das, sondern sie haben auch gezeigt, daß überraschend viel erhalten ist. Zwar sind die Mauern und Säulen alle gestürzt, aber von den Baugliedern ist fast nichts verschleppt. Man kann sich den merkwürdigen Befund kaum anders erklären, als daß ein Erdbeben die Synagoge umgeworfen hat, als sie noch im Wesentlichen intakt dastand, möglicherweise sogar noch benutzt wurde. Sie zeigt im Grund und im Aufriß weitgehende Uebereinstimmung mit den alten Synagogen in Obergaliläa, die aus den ersten nachchristlichen Jahrhunderten stammen und von denen bekanntlich bedeutende Ueberreste erhalten sind. Die architektonischen Details zeigen aber im Unterschied zu jenen klassischen Stil und weisen in die erste Kaiserzeit. Der die Ausgrabung leitende Franziskanerpater erzählte mir bei meinem Besuch auf der Stätte von Kapernaum, Ende April d. J., daß beabsichtigt sei, die Synagoge wieder aufzubauen. Ganz ohne Ergänzung einzelner Teile, namentlich von Säulen, die teilweise fortgebracht zu sein scheinen, würde es dabei freilich nicht abgehen, aber im Großen und Ganzen wird der Wiederaufbau uns doch dasselbe Gebäude vor Augen stellen, in dem Jesus gelehrt hat. Besonders gut erhalten ist der untere Teil der Westmauer und die aus vier Stufen bestehende Treppe, die auf der Westseite zu dem erhöhten Vorplatz vor dem Haupteingang hinaufführte. Es läßt sich mit menschlicher Bestimmtheit sagen, daß Jesus diese Stufen hinauf- und hinuntergeschritten ist: der einzige Fall, wo wir wirklich einen Moment aus seinem Leben genau lokalisieren können und die Oertlichkeit in ihrem damaligen Zustande bis jetzt erhalten geblieben ist. Vom Tempelplatz in Jerusalem gilt das bekanntlich nicht, und auch der Jakobsbrunnen bei Sichem sieht heute, wenn die Erzählung vom Gespräch mit der Samariterin überhaupt echt und wenn die Annahme, daß sie an dem Brunnen gespielt habe, richtig ist, doch vollständig anders aus, als zur Zeit Jesu. Auch den Brunnen in Nazareth hat man angeführt und gesagt, hier hätten Maria und Jesus sicher geweilt. Das wird richtig sein; aber weniger sicher ist, ob das heutige moderne Brunnenhaus noch an der damaligen Stelle steht.



Die Stufen zur Synagoge

Wenn es auch für den evangelischen Christen keine heiligen Orte gibt, so hat der Gedanke, auf den Steinen zu stehen, die Jesus betreten hat, doch etwas Erhabenes und Erschütterndes. Hoffen wir, daß sich nach dem Wiederaufbau der Synagoge keine gar zu üblen Auswüchse für das Pilgerwesen entwickeln. Die Zustände in Nazareth sind schlimm genug.

Paul Rohrbach

Die Oden Salomos

In einer syrischen Handschrift, die Harris „in der Nähe des Tigris" erwarb, sind uns 42 „Oden Salomos" aufbewahrt worden, die eine Zeit lang den Christen als eine heilige Schrift des Alten Testamentes galten, die aber später wieder aus dem Kanon weichen mußten. Während einzelne dieser Lieder einen unverkennbar christlichen Stempel tragen, sind andere so allgemein gehalten, daß man an jüdischen Ursprung denken und die Vermutung aufstellen konnte, eine Sammlung jüdischer Gesänge des ersten vorchristlichen Jahrhunderts sei später in christlichem Sinne überarbeitet worden. Gegenüber dieser These Harnacks, die vielfach Zustimmung gefunden hat, erwies Gunkel, wie mir scheint, unwiderleglich die „gnostische" Herkunft der Oden. Danach sind sie von einem judenchristlichen Dichter, etwa um das Jahr 100 nach Christus, in griechischer Sprache verfaßt worden und vermutlich in Aegypten entstanden; sie sind also dem Johannesevangelium ungefähr gleichzeitig und bedeuten eine wichtige Bereicherung unserer Kenntnisse von der Geschichte des ältesten Christentums und der beginnenden „Gnosis", die das Christentum in den Strudel der vorderorientalischen Religionsmischung hineinzog. So fehlt es — neben den jüdischen und christlichen Bestandteilen — auch nicht an heidnischen Elementen in den Oden.

Um die Herstellung und das Verständnis des Textes zu fördern, haben sich Gunkel und ich zu gemeinsamer Arbeit verbunden; was ich hier vorlege, ist eine Frucht gegenseitigen Austausches. Die Häkchen zeigen an, daß der überlieferte Text korrigiert worden ist.

1. Das Wunder des Herrn

1 Ich sprudle Lobpreis dem Herrn,
denn ich bin sein eigen.
2 Sein heilig Lied ich singe,
denn mein Herz ist bei ihm.
3 Denn seine Zither liegt in meinen Händen,
und nicht verstummen die Lieder, die ihm wohlgefallen.
4 Ich ruf ihn laut mit ganzer Seele an,
lobpreisend rühm ich ihn mit ganzem Leibe.
5 Denn vom ʽMorgenʼ bis zum Abend ist sein der Lobpreis,
6 von Süd nach Nord ist sein der Dank;
7 von des Himmels Höhe bis zu seinem Rande
ist sein ʽdasʼ Opfer.

8 Wer kann die ʽWunderʼ des Herrn aufzeichnen
oder wer sie lesen?
9 Wer kann sich selbst zum Leben unterweisen,
daß seine Seele erlöst werde?
10 Wer kann sich in den Höchsten versetzen,
daß er aus seinem Munde rede?
11 Wer ist fähig, das Wunder des Herrn zu erklären?
12 (Niemand!) Weil der Erklärende dann verschwände
und zum Erklärten würde!
13 Weil er dann zu erkennen vermöchte und zu ruhen!
Denn ʽdie Ewigenʼ beharren in Ruhe
14 wie ein Strom, der eine reiche Quelle hat
und denen zur Labung fließt, die ihn suchen.
Hallelujah! [Ode Salomos 26]

Wie der Quell aus verborgenen Tiefen rauscht, so sprudelt des Dichters Lied. Ihm ist, als singe nicht er selbst, sondern der Herr in ihm, als spiele er nicht die eigene, sondern die göttliche Zither, deren Akkorde unaufhörlich klingen. So umschreibt die Einleitung (v. 1—7) die Inspiration, ein Thema, das viele Oden anschlagen. Nicht lau und halb, sondern mit Leib und Seele stimmt der Sänger in den Hymnus ein, der zur Ehre des Herrn durch die ganze Welt erschallt. Denn auch sein Lobpreis gilt dem Herrn, dem zu gehören ihn beseligt, dem Geliebten, bei dem sein Herz weilt. Alle Lande bringen ihm Dank und Opfer. — Den Hauptteil des Hymnus (v. 8—14) bilden die Wunder des Herrn, die Niemand zu deuten vermag. Der Sänger denkt nicht, wie es meist bei den Psalmisten des Alten Testamentes der Fall ist, an die Rätsel der Schöpfung, sondern an das Geheimnis der Erlösung. Kein Mensch ist fähig, sich selbst das ewige Leben zu verschaffen, nur Gott kann es ihm schenken. Und diese Gnadengabe, über deren Liebe wir Nacht und Tag sinnen (Ode 41, 6), ist höher

als alle Vernunft. Wer dies Wunder verstehen wollte, müßte Gott verstehen, seinen Geist besitzen oder aus seinem Munde reden. Wer Gott erklären wollte, würde mit dem zu Erklärenden identisch werden; er wäre dann selbst Gott, hätte volle Erkenntnis, ja mehr als dies, erquickende „Ruhe“: alle Fragen wären ihm gelöst in seligem Schauen. Aber diese ewig-ungestörte Heiterkeit ist nur den Himmlischen beschieden, die aus sich selber existieren und deren Leben dahinfließt wie ein Strom, dessen Quelle unerschöpflich ist und dessen Wasser auch der niederen Welt zum Heil gereicht. Wie unbegreiflich ist das Wunder, daß der Herr uns aus dem Tode erlöst hat und uns teilnehmen läßt an seinem ewigen Leben! Hallelujah! —

Diese Ode ist der Form nach ein alttestamentlicher Hymnus, ein Zeichen dafür, daß der Verfasser in der Kenntnis der jüdischen Literatur aufgewachsen ist. Die Einleitung ist nur eine weitere Ausführung der sonst üblichen Hymnenintroduktion: „Ich will dem Herrn lobsingen.“ Die Stimmung ist, wie stets in dieser Literaturgattung, anbetende Bewunderung. Auch das Thema ist, formal betrachtet, überall geläufig: das Wunder des Herrn. Aber Inhalt und Geist sind spezifisch christlich; denn nur ein Christ kann das unergründliche Geheimnis der Erlösung besingen. Der gnostische Einschlag ist hier nur leise erkennbar: in der überschwänglichen Seligkeit des Inspirierten, die der Mysterienreligion eigentümlich ist, und in der Einwirkung griechischer Popularphilosophie (v. 12). „Erkenntnis“ und „Ruhe“ sind zwei spezifisch gnostische Ausdrücke. Während es nach den anderen Liedern scheint, als wären dem Dichter alle Rätsel gelöst, als wäre er durch seine „Gnosis“ gottgleich und durch seine Begeisterung mit Christus identisch geworden, so betont er in dieser Ode den Abstand des Menschen von Gott und spricht durch die Keuschheit seines religiösen Empfindens auch uns aus dem Herzen. Hugo Greßmann

---

Aus Rom

Die große Jubelfeier der Italia una — die Enthüllung und Einweihung des Denkmales Vittorio Emanuele II., der ara della Patria — hat sich unter den günstigsten Verhältnissen vollzogen. Es heißt, 200 000 Menschen seien an jenem Sonntag, dem 4. Juni, anwesend gewesen, jedoch bewegte sich dieser die Straßen und Plätze fast sprengende Menschenstrom friedlich und heiter in der goldnen Sommersonne, und die Ordnung wurde nirgends gestört. Sechstausend sindaci, die Bürgermeister Italiens, waren der Einladung gefolgt, auf dem Denkmal Platz zu nehmen. Aber der Höhepunkt ihrer Romfahrt war doch noch ein andrer: das Gartenfest im Königspalast, im Quirinal. In der Einladung hatte gestanden, die rot-weiß-grüne Schärpe, das Abzeichen ihrer Würde, genüge zur Legitimation. Und so kamen sie mit Zylinder oder Schlapphut, mit Nägelschuhen oder Glanzstiefeln, mit weißen Handschuhen oder sonn-gegerbten Händen und umjubelten die Königsfamilie und das Haus Savoyen. Augenzeugen erzählen, es sei so überraschend, so hinreißend gewesen, daß Niemand sich der Rührung erwehren konnte. Die wohlbeschnittenen Wandelgänge des fürstlichen Gartens hatten dergleichen noch nie erfahren.

Wie jedoch die menschlichen Geschicke es mit sich bringen, schreitet ernst die Gerechtigkeit einher neben dem Jubel. In Viterbo entrollte sich der furchtbare Prozeß der neapolitanischen Camorra; in Rom der Verleumdungsprozeß eines Jesuitenpaters Bricarelli gegen sein früheres Beichtkind Don Gustavo Verdesi, der am 6. Juni dem harten Gesetz Zanardelli gemäß trotz mildernder Umstände zu 10 Monaten Haft und 833 Liren Buße verurteilt wurde.*)

Dieser noch nicht dreißigjährige Mann hat bei den Benediktinern von S. Paolo und im römischen Seminar seine Bildung genossen und hierauf seines Priesteramtes mit gutem Leumund gewaltet. Padre Bricarelli genießt allgemein hohe Achtung und war zeitweilig Verdesis Beichtvater. Wie Verdesi mit den amerikanischen Methodisten in Berührung gekommen ist, tritt nicht zu Tage, doch erfährt man, er habe sich im April 1910 ihnen angeschlossen und in einem offnen Brief den Grund seiner Handlung dahin festgestellt, daß er nauseato (angeekelt) sei vom Benehmen seines früheren Seelsorgers P. Bricarelli S. J., welcher zum Schaden seiner Modernistenfreunde das Beichtgeheimnis ihm gegenüber verletzt habe. Dieser Brief erschien im Secolo von Mailand, wurde aber von den römischen Zeitungen, zuerst vom Messaggero, abgedruckt. Sofort kam die Antwort des Paters, er werde bei Gericht (tribunale civile) auf diffamazione klagen. In der Anklageschrift wird denn auch Verdesi aufgefordert, zu beweisen, daß er, Padre Bricarelli, dem Gustavo Verdesi während der Beichte aufgegeben habe, die Namen etlicher modernistischer Priester zu nennen, und dies, während Verdesi reumütig bekannte in dieser Gesellschaft gewesen zu sein und dafür Vergebung zu suchen; daß er, Padre Bricarelli, das Beichtgeheimnis gebrochen, indem er seinen Vorgesetzten Mitteilung von der im Beichtstuhl von seinem Beichtkinde erworbenen Kenntnis gemacht habe; daß er, der Pater, mit Nachdruck unter sittlicher Bedrohung den Verdesi veranlaßt habe, eine denuncia gegen diese seine Kollegen und Freunde zu schreiben, in Folge deren die kirchlichen Behörden diese mit schweren Strafen und der Aufhebung der dort redigierten Zeitschrift betroffen haben.

Bei der ersten Vernehmung sagte Padre Bricarelli:

> Es tut mir leid, daß ich Verdesi, dem ich sehr gut war, verklagen mußte, aber um meiner Ehre willen, angesichts des Vorwurfes, das heiligste aller Sakramente verletzt zu haben, blieb mir keine Wahl.

Daß hier nicht das Individuum allein in Frage kam, hat merkwürdigerweise nur der volkstümliche Messaggero herausgefühlt, indem er schon vor der Verhandlung schrieb:

> Wir finden uns einem neuen Ereignis in den Annalen der katholischen Kirche wie des Zivilgerichtes gegenüber, einem Falle, der durch sein Gewicht und seinen Umfang die verschiedensten sittlichen und juristischen Fragen berührt. Niemals hat die Kirche das Urteil von außen angerufen in Sachen, die ausschließlich ihrer eignen Gerichtsbarkeit unterlagen; niemals noch war das Beichtsiegel Gegenstand des Zivilgerichtes.
>
> Offenbar fühlten die Jesuiten, als sie den Papst um die Erlaubnis zur Beschreitung des Rechtsweges baten, und dieser selbst bei der Gewährung dieses Gesuches, daß bei der tiefen Erregung der öffentlichen Meinung das eigentliche kompetente Tribunal, das S. Ufficio, selbst dem gläubigen katholischen Publikum verdächtig gewesen wäre. Deshalb gab der Papst seine volle Einwilligung und hat sogar persönlich die Anklageschrift geprüft und genehmigt.

Als Zeugen waren geladen die sämtlichen in Frage kommenden Modernisten, Nonnen, Prälaten, ja Kardinäle, und es hieß, den Papst schütze nur das Garantie-Gesetz davor, zitiert zu werden. Was nun den Kernpunkt der Sache, die ziemlich lange denuncia betrifft, so meldet sie dem Papst:

> . . . Es existiert in Rom eine Gruppe von Priestern, die den christlichen Dogmen nicht mehr glauben, in einer Mischung von Agnostizismus, Rationalismus und Pragmatismus bis zur Leugnung Gottes gelangen, und als Religion nur die sittliche Besserung des Individuums anerkennen. Praktisch führen sie wenigstens äußerlich einen sittlichen Wandel. Innerlich verwerfen sie die kirchliche Autorität, sogar die Notwendigkeit des ihnen als Priester obliegenden täglichen Ufficiums.
>
> Diese versammeln sich (1908) jeden Freitag im Hause des Professors Buonaiuti, der Redakteur der Nova et Vetera ist und seine Artikel P. Vinci zeichnet. (Es folgen die übrigen Namen.)
>
> Buonaiuti sagte mir, daß er Gott nicht als Persönlichkeit fasse. Dort habe ich die Unfehlbarkeit des Papstes, die Göttlichkeit Christi leugnen hören. Gegen die gute Sitte ist nie ein Wort gefallen, wohl aber scharfer Tadel über priesterliches Aergernis . . . Ich hörte, Buonaiuti habe Loisy besucht . . . Er so wie die Uebrigen wollen so lange wie möglich in der katholischen Kirche bleiben, bei der ersten Verurteilung aber werfen sie die Maske ab . . .

Bei den Verhandlungen wirkte die maßvolle Ruhe der vornehmen Geistlichen höchst gewinnend, während Verdesi sich durch Heftigkeit sehr schadete. Die Briefe des P. Bricarelli an ihn, die verlesen wurden, waren Zeugnisse einer väterlich-christlichen Gesinnung. Im Ganzen bewegte sich die Debatte erfreulicherweise in einer reinen Atmosphäre, obgleich die Advokaten — ohne Erfolg — mehrfach versuchten, Verdesi in den Schmutz zu ziehen und den Methodisten Bestechung nachzuweisen. Daß

*) Ich folge im Ganzen dem Bericht des Giornale d'Italia. Die italienische Sprache hat zwei Worte: calunnia und diffamazione: Die Klage lautet auf das bösere diffamazione.

Grenzmarken-Korrespondenz Nr. 11

Monats-Ausgabe

Nachdruck erwünscht

Das Geldwesen in Nordschleswig

Aus Nordschleswig

G. K. Als Sonderdruck aus den „Südjütischen Jahrbüchern 1910" ist kürzlich erschienen **Det nordslesvigske Pengevaesen af Chr. Hübbe.**

Die Abhanlung ist bemerkenswert durch ihre ruhige Sachlichkeit und durch die Resultate der Untersuchung über nordschleswigsche Geldverhältnisse. Hier darf wohl Folgendes Interesse beanspruchen:

In die letzten 50 Jahren drängt sich fast die ganze Entwickelung des nordschleswigschen Geldwesens hinein. Diese Entwickelung war eine überaus mannigfaltige und rapide. Die vier nordschleswigschen Kreise allein haben im Jahre 1909 in ihren Geldinstituten ein Kapital von rund **$115^1/_2$ Millionen** Mark angelegt, d. i. reichlich das **Zehnfache** dessen, was ganz Schleswig im Jahre 1862 den Sparkassen anvertraut hatte.

Lokale, private und bald auch kommunale Sparkassen zur Regelung des Realkredits und Ansammlung der Spargelder waren die älteste und lange Zeit einzige Form der Geldinstitute hier. Sie sind durchweg in gesunder Entwickelung geblieben und sind jetzt 62 an der Zahl.

Nachher sind die Banken hinzugetreten, je mehr das Bedürfnis nach Befriedigung des Personalkredits stieg, und jetzt gibt es davon schon 16 mit z. T. recht bedeutendem Garantiekapital.

Dazu kommen etwa 50 Raiffeisenkassen, die in bekannter Weise für lokal eng umgrenzte ländliche Bezirke den Geldverkehr regeln wollen und die Vorteile der Sparkasse und Bank zu vereinigen suchen. Ihr festes Rückgrat ist die unbedingte Haftpflicht ihrer Mitglieder, doch hat dieses Prinzip hier in Nordschleswig sich nur mit Mühe durchsetzen können. Ist diese Gruppe auch die unbedeutendste, so hat sie doch an Bedeutung gewonnen.

Interessant ist die Frage, wie weit man versucht hat, die nordschleswigschen Geldinstitute **nationalpolitischen** Zwecken dienstbar zu machen. Ursprünglich fehlte diese Tendenz fast ganz. Sehr deutlich tritt sie schon bei den Banken auf und zwar nicht nur in der Form, daß die eine unter deutscher, die andere unter dänischer, die dritte unter gemischter Verwaltung steht, sondern auch so, daß einige Banken offenkundig bestimmt nationale Zwecke verfolgen, so namentlich der als Gegenzug gegen die Schleswig-Holsteinische Siedelungsgenossenschaft gegründete Nordschleswigsche Kreditverein mit einem Stammkapital von 830 000 Mark. Auf deutscher Seite wäre demgegenüber zu nennen die ältere Kreditbank Scherrebeck, die auch Siedelungszwecke verfolgte, aber unter Pastor Jakobsens Leitung wenig glücklich operierte.

Gruppiert man das nordschleswigsche dem Geldverkehr übergebene Kapital politisch, so ergibt sich folgendes Bild:

$67^1/_2$ Million Mk. unter deutscher Verwaltung
42 „ „ „ dänischer „
6 „ „ „ gemischter „

Also $25^1/_2$ Million Mark mehr unter deutscher Verwaltung. Rechnet man den südlichen Teil des Kreises Tondern nicht mit als fast ganz deutsch und berechnet seinen Anteil am Kapital mit rund $15^1/_2$ Millionen, bliebe immer noch ein Uebergewicht des deutschen Kapitals um 10 Millionen.

Das sind Zahlen von freilich recht fraglichem Wert, denn Geld ist nicht national, auch wenn die Verwaltung ihrer Gesinnung nach hier dänisch, dort deutsch ist. Das nationale Moment hat auf die Verwaltung der Gelder ja erst da Einfluß, wo es Zweck der Geldinstitute ist, nationale Unternehmen zu unterstützen. Das ist es zum Teil, wie erwähnt; aber eine Statistik nach diesem Gesichtspunkt für ganz Nordschleswig wäre unmöglich.

Immerhin sagen die Zahlen deutlich genug, daß Nordschleswig nicht unter dänischer Geldherrschaft steht.

Ebenso deutlich ist aber, daß eine Tendenz, das Kapital als nationales Arbeitsmittel zu verwenden, auf beiden Seiten vorliegt. Wahrscheinlich ist doch, daß die entscheidenden Schlachten auf diesem Gebiet nicht geführt werden. In der Beziehung ist die Entwickelung der Kreissparkassen interessant, die, in neuerer Zeit entstanden, doch große Bedeutung genommen haben und ihr Kapital naturgemäß nicht nationalen, sondern Kreisaufgaben zuwenden. Dadurch stellen sie ein gesundes Element unserer Geldwirtschaft dar. Ebenso wird in steigendem Grade der Realkredit durch Kieler Landschaftsgelder befriedigt, so daß der **nationale Geldkampf** immer mehr auf das Gebiet des Personalkredits oder der Beschaffung zweiter und letzter Hypotheken gedrängt wird. Das ist aber ein nicht ganz ungefährliches Gebiet. Man kommt da leicht an die Grenze, wo man eigentlich nicht mehr die wirtschaftliche Tüchtigkeit, sondern die nationale Gesinnung kreditiert. Hier liegt die Gefahr vor, daß unser Geldwesen ungesunde Bahnen einschlagen könnte. Aber schließlich darf man auf die Hemmungen vertrauen, die von selbst eintreten und Reaktionen hervorrufen, wo man sich zu weit herauswagt. Auf dem Gebiete des Geldverkehrs sind die außernationalen Tendenzen stärker als die nationalen und müssen es bleiben. Es spricht viel dafür, daß sich das auch in Nordschleswig bewähren wird.

Tatsächliches zum Falle Egholm

G. K. Ueber den Fall Egholm wird mancher gelegentlich eine Zeitungsnotiz gelesen haben, ohne dahinter gekommen zu sein, um was es sich eigentlich dabei handelt. Ein Urteil in dieser Sache überhaupt erst zu ermöglichen, geben wir folgendes Tatsächliche wieder:

1881 als Sohn einer eingewanderten, nicht naturalisierten Dänin im deutschen Nordschleswig geboren, hat Mads Egholm, der sich stets in Deutschland aufgehalten hat, zweimal sich bemüht, die Aufnahme in das preußische Untertanenverhältnis zu erlangen. Zuerst 1901 bei der Aushebung, dann ungefähr 1907. Beidemal vergebens. Dänischer Untertan ist er nicht, weil nur die nach 1898 im Auslande geborenen Kinder dänischer Untertanen die Staatsangehörigkeit ihrer Eltern erben. Er gehört daher zur Gruppe der „Heimatlosen".

1909 wünschte er sich zu verheiraten und bat als Nichtpreuße das Landratsamt in Hadersleben um Niederlassungserlaubnis — vergebens. Trotzdem heiratete er — ohne Erlaubnis. Es wurde ihm von der Behörde mitgeteilt, daß er die Folgen tragen müsse.

Im Januar 1910 erhielt er vom Amtsvorsteher die Anweisung, bis zum 1. April 1910 den Kreis Hadersleben zu verlassen. Er blieb ruhig in Bröns, Kreis Hadersleben, und es geschah ihm nichts. Da, am 30. August 1910, gab es einen Brand in seinem Dorfe; bei den Rettungsarbeiten bemerkte ihn der Gendarm und zeigte ihn an. Am 1. September 1910 erhielt Egholm den Befehl, den Kreis innerhalb 24 Stunden zu verlassen; die Frist wurde bald auf 8 Tage, dann bis zum 1. April 1911 verlängert. In der Zwischenzeit hat Egholm sich bei verschiedenen Instanzen ohne Erfolg über seine Behandlung beschwert.

Am 31. März 1911 richtete Egholm telegraphisch die Anfrage an den Regierungspräsidenten, in welchem Lande er heimatsberechtigt sei, da er dorthin auszuwandern sich entschlossen habe. Am 3. April 1911 erhielt er folgende zwei Schreiben (von uns aus dem Dänischen rückübersetzt):

Königliches Landratsamt des Kreises Hadersleben

Hadersleben, 1. April 1911

Da Sie lästig gefallen sind, werden Sie hiermit aus dem preußischen Staate ausgewiesen und haben den Staat bis Montag den 3. April d. J. 6 Uhr abends zu verlassen. Sollten Sie zu der Zeit das preußische Staatsgebiet nicht verlassen haben, so wird Ihnen hierdurch die im § 132 des Landesverwaltungsgesetzes vom 30. Juli 1883 festgesetzte höchste Geldstrafe von 150 Mark angedroht, die von Ihnen eingetrieben werden wird. Im Unvermögensfalle tritt eine Haftstrafe von 14 Tagen an die Stelle der Geldstrafe.

An den Arbeiter Dryander
Mads Thomsen Egholm in Bröns

Der Königliche Landrat

Hadersleben, 1. April 1911

Indem ich Ihnen die Verfügung vom heutigen Tage betreffs Ihrer Ausweisung überfende, teile ich Ihnen als Antwort auf das Telegramm an den Herrn Regierungspräsidenten in Schleswig vom 31. März im Auftrage des Herrn Regierungpräsidenten mit, daß das Fehlen eines staatsrechtlichen Verhältnisses eine Ausweisung nicht verhindert. Das Formular für die bezahlte telegraphische Antwort folgt anliegend zurück.

An den Arbeiter
Mads Thomsen Egholm in Bröns Dryander

Am 3. März 1911 mittags 2^{30} reiste Egholm nach Ripen in Dänemark ab, kehrte aber schon am folgenden Tage zurück, mit der von der dänischen Behörde ausgestellten Bescheinigung, daß er in Dänemark nicht heimatsberechtigt sei. Nun erhielt er folgendes Schreiben:

Königliches Landratsamt für den Kreis Hadersleben

Hadersleben, den 6. April 1911

Da Sie trotz der Ausweisungsordre vom 1. April, die Ihnen am 3. d. M. zugestellt wurde, bereits am 4. d. M. wieder im Inlande angetroffen worden sind, wird Ihnen hiermit gemäß § 132 des Gesetzes vom 30. Juli 1883 betreffend die allgemeine Landesverwaltung auferlegt, binnen 24 Stunden nach Einhändigung dieser Verfügung dauernd das preußische Staatsgebiet zu verlassen, widrigenfalls gegen Sie eine Geld-

strafe von 150 Mark festgesetzt wird, die ich Ihnen hiermit androhe. Im Unvermögensfalle tritt an die Stelle der Geldstrafe eine Haftstrafe von 2 Wochen.

Sollten Sie trotz des Verbotes ins Inland zurückkehren, so werden Sie hierdurch aufgefordert, das Staatsgebiet im Laufe von längstens einer Stunde zu verlassen; im entgegengesetzten Falle wird die Strafe, die Ihnen oben angedroht ist, jedesmal ohne weiteres gegen Sie fortgesetzt werden. Das Strafbare in Ihrem Zurückkehren an und für sich wird hiervon nicht berührt.

Herrn Arbeiter — J. A.
Mads Thomsen Egholm — v. Löw
in Bröns — Regierungs-Assessor

Egholm beschwerte sich in folgendem Telegramm:

Regierungspräsident, Schleswig

Heute bin ich durch Verfügung des Landrats in Hadersleben wieder aus preußischem Staatsgebiet ausgewiesen worden. Ich beschwere mich hierüber und bitte die Ausweisung aufzuheben, da die erste Ausweisungssache noch nicht geordnet ist, weil ich ausgewandert und zurückgekehrt bin, mich also vielleicht strafbar gemacht habe. Mads Egholm

Egholm hat indes das Staatsgebiet wieder verlassen, ist wieder zurückgekehrt und neuerdings vom Schöffengericht zu Toftlund zu 1 Tag Haft verurteilt worden. Da gegen dies Urteil Berufung eingelegt ist, wird die Sache die Oeffentlichkeit noch weiter beschäftigen.

Bekannt geworden ist inzwischen die Mahnung des Oberpräsidenten v. Bülow an Egholm des Inhalts, er möge sich im Auslande nur fleißig und ruhig verhalten, dann werde er dort ungestört leben können.

Die Berichterstattung der dänischen Presse Nordschleswigs

G. K. In Hamburg bei einer öffentlichen Tagung des nordmärkischen Friedensvereins war die Berichterstattung der dänischen Blätter Nordschleswigs Gegenstand einer kurzen, aber erregten Diskussion.

Eine flüchtige Durchsicht — mehr ist die Sache wirklich nicht wert! — dieser Blätter ergibt, daß sie sämtlich, ohne daß regelmäßige Rubriken mit „irredentistischen“ Ueberschriften beständen, mit besonderer Vorliebe und sehr oft an erster Stelle Nachrichten aus Dänemark, Besprechungen dänischer Verhältnisse und Ereignisse, ja auch solche Artikel politischer Art bringen, die den Wunsch erkennen lassen, auf die Entwickelung innerdänischer Fragen (z. B. der Landesverteidigung) einzuwirken. Es ist rundweg zuzugestehen, daß ein Unbefangener beim Lesen der nordschleswigschen dänischen Blätter den Eindruck gewinnen kann, es seien im Königreich Dänemark erscheinende Blätter.

Für diese Erscheinung ist von dänischer Seite gelegentlich der Grund angegeben worden, daß beim Eintreffen der telegraphischen Nachrichten von Ritzaus Bureau in Kopenhagen, kurz vor Redaktionsschluß die Möglichkeit nicht bestehe, diese erst so zu verändern, daß sie die besondere Färbung ihrer Kopenhagener Herkunft verlören. Aber die deutschen Blätter haben mit Recht dagegen gefragt, warum denn Zeit vorhanden sei, in die Telegramme Wolffschen Ursprunges hie und da, zumal wenn vom Kaiser und seiner Familie die Rede ist, die Worte „deutsch“ oder „preußisch“ einzuflicken, die den Nachrichten den Charakter von ausländischen verleihen?

Man kann vielleicht nicht alle Absichtlichkeit der dänischen Redaktionen leugnen; aber die einzig ernste und wichtige Frage ist dann doch die nach der rechten Methode, sie davon zu kurieren. Und der heute herrschende Kurs scheint uns keine glückliche Kur.

Stück 1 und 3 sind der Zeitungsausgabe vom 3. Juni entnommen

Ausgegeben 1. Juli 1911. Für die Redaktion verantwortlich Prof. Rade Marburg i. H. Verlag der Christlichen Welt Marburg i. H.
Druck von Heinrich Bauer Marburg i. H.

diese einen solchen Mann ernst nehmen konnten, hat die Evangelisation auf Jahre geschädigt. Unser Trost ist, daß — wenigstens im Allgemeinen — nur von Methodisten gesprochen wird, die ohnehin als Priesterfresser und Agitatoren bekannt sind. Die herrschende vorgefaßte Abneigung gegen den Expriester fühlte man sogar den Zeitungsberichten an. Um so anerkennungswerter war die Milde seiner Beurteilung selbst bei den Geschädigten. Für den Beobachter lag der Brennpunkt des Interesses in der Aussage des Klägers, welche den ganzen Hergang der Denuncia-Angelegenheit — von ihm memoriale genannt —, durchaus nicht bestritt, nur scharf zwischen dem Beichtstuhl und dem Besuch in seinem, Bricarellis, Hause unterschied. Bei zwei solchen freundschaftlichen Zusammentreffen habe er die oben erwähnten Tatsachen erfahren, und Verdesi bereits zur denuncia entschlossen gefunden, so daß ihm nur übrig blieb, ihn darin zu bestärken. Bei einer Unterredung mit dem Heiligen Vater habe er diesem alles mitgeteilt, aber den Namen Verdesi verschwiegen. Auf des Papstes Forderung, diese Bekenntnisse schriftlich ohne Namensunterschrift zu erhalten, habe er sie von Verdesi erlangt, selbst noch einmal abgeschrieben und abgeliefert. Da zur Beantwortung einer Frage des Gerichtes Verdesi seine Beichtväter des Geheimnisses entband, damit sie zu antworten vermöchten, ward festgestellt, daß, selbst wenn der Betreffende den Beichtiger vom Siegel entbindet, dieser berechtigt ist, die Antwort zu verweigern, da die Entscheidung darüber im eignen innersten Gewissen, nicht im Willen eines Anderen liegt, gerade wie beim professionellen Geheimnis auch. Als es galt, die Kardinäle zu vernehmen, bekämpften Etliche deren Ausnahmestellung, und der Gerichtshof stellte ausdrücklich fest, daß sie dem Range nach den Prinzen von Geblüt folgend vor den Rittern der Santissima Annunziata den Vortritt haben und zu Hause zu verhören seien. Dann kam der Theatercoup eines Briefes des Kardinal Vicario Respighi namens des Papstes an Padre Bricarelli, wo die Advokaten zeterten, man zerre die geheiligte Person des Heiligen Vaters in den Staub irdischer Gerichtsbarkeit. Dieser Brief wurde denn tatsächlich nicht verlesen, uns allen aber durch die Zeitung bekannt, daß der Papst über das Aergernis traure, daß der Abgefallene nur verleumde um seine Apostasie zu beschönigen; daß der Papst sich genau erinnere, Padre Bricarelli habe ihm diese Mitteilungen ausdrücklich als in freundschaftlicher Unterhaltung außerhalb des Beichtstuhles erlangte bezeichnet, und daß er ihm, dem um der Gerechtigkeit willen Verfolgten, seinen besonderen apostolischen Segen erteilte.

Aus der Zeugenvernehmung ergab sich, daß schon seit 1906 die genannten Männer verdächtig erschienen, daß damals bereits l'ultimo sacrestano — der geringste Küster — dies wußte; daß die Denuncia nichts Neues gemeldet, also auch keinen Schaden gestiftet habe, daß sie durchaus in der Studierstube, nicht im Beichtstuhl zustande gekommen sei. Die Verleumdeten nannten sie theologisch gesprochen kindisch, ein Gemenge damals umlaufender Redereien. Sie selbst bekannten sich alle eifrig zu Gott und der römischen Kirche und erklärten Verdesis Handlung aus einer unstät schwankenden, aber im Grunde das Gute anstrebenden Gemütsverfassung. Der Verklagte spielte eine unmännliche, eine klägliche Rolle, trotz des guten Leumundes und obwohl ein Prälat zugab, seit der Enzyklika sei es absolute Pflicht des Priesters, die ihm bekannten Modernisten unter den Priestern zu denunzieren. Auf die Frage eines Advokaten: Wie in aller Welt kamen Sie dazu, Männer, die Sie Freunde nannten, zu denunzieren? antwortete er: „Per un anima scrupulosa (für ein feines Gewissen) ist es schrecklicher, eine Todsünde zu begehen, als Freunde zu verlieren.“ Verlieren! aber verraten?! das antwortete Keiner. Als er sagte, er sei ausgeschieden auch wegen der Oede und Liebeleere seines Lebens, antwortete ihm das Hohngelächter der anwesenden Priester. Das öffentliche Ministerium machte sich ohne weiteres die Anschauung des Papstes zu eigen und urteilte, der Beweis der Verletzung des Beichtgeheimnisses sei nicht erbracht, sondern das Gegenteil. Verdesi habe seine Apostasie motivieren wollen, obgleich er der römischen Kirche so viel Dank schulde und deshalb langer Hand die Verleumdung geschmiedet:

Ein unentschlossener und unbeständiger Mensch, der zu jeder schlechten Handlung fähig ist. Nicht nur denunziert er seine Gefährten, sondern er erbietet sich auch noch nachher zu ihnen zurückzukehren um mehr zu erfahren. Diesem atto di spionaggio widersetzt sich Padre Bricarelli. Wer also verdient Vertrauen, dieser oder jener? Wenn aber ein Jesuit das Zivilgericht anruft, so ist es billig, daß ihm Recht werde, wo es ihm gebührt!

Vergeblich versucht der Verteidiger die Umwelt zu rekonstruieren, jene Tage wilder Modernistenhetze; vergeblich erbringt er den Beweis, daß die Großen der Societas Jesu, Escobar, Suarez, Gury einen Bruch des Beichtgeheimnisses zum Heil der Kirche zulassen, und legt eine kürzlich gedruckte Geheimschrift vor: Conventum Parrochorum Urbis 1910, worin die vereinigten Pfarrer Roms den Ernstfall erwägen, der die Verletzung des Beichtgeheimnisses zulasse. Wie kann diese ehrenrührig sein, wenn die Kirche sie gestattet? Wie kann es folglich ein Vergehen sein, wenn einer solches aussagt?

Die offenbar vorher beschlossene Verurteilung erfolgte dennoch, ohne auf diese Spitzfindigkeiten einzugehen: die römische Kirche würde fallen mit dem Beichtstuhl, darum mußte man sie stützen. Der Urteilsspruch bewegt sich absichtlich ganz auf der Oberfläche. Die ungeheuerliche Tatsache der von der Enzyklika befohlenen, von Pius X. gewollten denuncia bleibt unbeachtet; die trostlose Zwangslage der heutigen Priester findet kein Mitleid; der schillernde Chamäleon der Beichtstuhlmoral wird übersehen: denn es wird einer gerichtet, der seine Kutte in die Nesseln warf, wie das Volk sagt. Nur mit tiefer Trauer kann man erwägen, was hier zu Tage tritt. Ich hüte meine Zunge, ich hüte meine Feder, daß sie die schwergeprüften römischen Brüder nicht verwunde. Aber dennoch muß es gesagt werden: Menschen wie Verdesi begegnet man in jedem politischen Prozeß. Aber die Anstalten, welche sich der Jugendbildung widmen, sollten doch vor allem lehren, was einem Ehrenmanne geziemt. Dies ist die Lage, welche die Enzyklika geschaffen hat: einen Abgrund von Seelenqual, von Feigheit, Verschmitztheit und Ruhelosigkeit: Verdacht und Verrat werden Tischgenossen, am Ruhebett noch lauert horchend der Feind.

Ist unter uns noch Einer, der nicht jubelnd Gott danke, aus Aegyptenlande und dem Diensthause erlöst, ein evangelischer Christ zu sein?

Maria Sell

Erster Allgemeiner deutsch-österreichischer Protestantentag

in Wien am 6. und 7. Juni 1911

Seit einer Reihe von Jahren versammeln sich in der Woche nach Pfingsten eine Anzahl evangelischer Vereinigungen in Wien zu gemeinsamer Beratung. So der Evangelische Pfarrerverein für Oesterreich, „die Gemeinschaftskonferenz“, in diesem Jahre auch ein Vertretertag des Oesterreichischen Gustav Adolf-Hauptvereines, von dessen Einrichtung eine Verlebendigung und Vertiefung dieser wichtigen Arbeit gehofft werden darf. Hierzu trat nun erstmals der Allgemeine deutsch-österreichische Protestantentag. Kleinere freie Zusammenkünfte kirchlich reger Kreise hatten schon an verschiedenen Orten mit gutem Erfolg stattgefunden, nun galt es, den Versuch auf das ganze deutsche Oesterreich auszudehnen. Der Protestantentag sollte „der Oeffentlichkeit gegenüber zeigen, welche Stellung der Protestantismus zu den großen Kulturfragen der Gegenwart einnimmt und wie sich die evangelische Lebensauffassung in reicher Arbeit für Kirche, Schule und Gemeinde äußert.“

Vielen schien es ein Wagnis, dessen Gelingen bei der Fülle der Schwierigkeiten, die sich solchem Unternehmen in Oesterreich, ganz besonders in Wien, entgegenstellen mußten, mehr als zweifelhaft war. Aber schon die Aufnahme des ersten Aufrufes überraschte. Ueber 400 der bedeutendsten und einflußreichsten Persönlichkeiten aus allen Teilen Oesterreichs billigten durch ihren Namen die Veranstaltung; selten wohl, vielleicht noch nie hat irgend ein evangelisches Unternehmen in Oesterreich eine ähnliche Fülle gutklingender Namen aneinander gereiht. Die geldliche Grundlage der Zusammenkunft war rasch gelöst. Der Besuch war über Erwarten gut; nicht nur von auswärts waren

Viele gekommen, nicht nur Pfarrer — die freilich in der Mehrzahl — sondern auch aus weltlichen Berufen und Gemeindeämtern; nicht nur aus Oesterreich, auch das Deutsche Reich hat viele liebe Gäste entsendet. Die Wiener evangelische Gemeinde blieb nicht zurück. Daß die Teilnahme ihrerseits nicht noch größer hätte sein können, soll nicht geleugnet werden. Aber die Wiener Gemeinde ist dergleichen, wenn sie es je gekannt hat, seit langem entwöhnt worden. Schuld daran ist ihre unglaubliche Schwerfälligkeit — eine Gemeinde mit über 60 000 Seelen lutherischen und eine Gemeinde mit etwa 6000 Seelen reformierten Bekenntnisses! — und österreichische Eigenart weiter Kreise, Gefahr zu wittern, sobald nur das Wörtlein „deutsch" in Verbindung mit Evangelischem genannt wird. Trotzdem waren die Vorträge gut besucht, am Begrüßungsabend reichte der Saal nicht zu; der Festgottesdienst (Pfingst-Mittwoch nachmittags 6 Uhr!) füllte die größte evangelische Kirche der Stadt, die Gumpendorfer, fast ganz; der für den Festabend gewählte größte Saal Wiens überhaupt hätte freilich noch einige hundert Besucher mehr fassen können. Aber Pfingsten war eben vorbei und die bekannte Stadtflucht der Wiener hatte reichlich schon begonnen. — Das Gebotene war mit einer einzigen Ausnahme tüchtig und gut, die Festpredigt hinreißend und herzerquickend. Die Tagung begann mit einer Beratung über „Unsere Schulen", eingeleitet durch den Direktor der evangelischen Knabenbürgerschule in Wien Roßbach. In der anknüpfenden Aussprache wurde nicht nur die Notwendigkeit tiefgreifender Erziehung der Jugend in eigenen evangelischen Schulen unterstrichen, sondern auch besonders auf die Bereitwilligkeit der Protestanten in Oesterreich hingewiesen, sich mit dem öffentlichen Schulwesen trotz des schweren Schadens, den seine Durchführung den evangelischen Schulen zugefügt hat, abzufinden und ohne Rückhalt an seinem Ausbau mitzuarbeiten. Nur müßten sie die Gewißheit haben, die jetzt nur in ihrem Gegenteil feststeht, daß die öffentlichen Schulen nicht katholische Schulen seien auf Staatskosten, freilich noch nicht römisch genug, um nicht in klerikalen Kreisen noch immer die Forderung nach der katholischen konfessionellen Schule wenigstens als Schlagwort gegenüber der Oeffentlichkeit aufrecht zu erhalten. So notwendig darum die Erhaltung der bestehenden evangelischen Schulen sei, so wenig aussichtsvoll seien Neugründungen, die nicht nur den Wettbewerb mit den öffentlichen Schulen müssen aushalten können, sondern, wenn irgend möglich, noch überbieten. In der Mehrzahl der österreichischen evangelischen Gemeinden, wo eigene Schulen eine Unmöglichkeit seien, müsse ein durchgreifender Religionsunterricht mit besonderem Nachdruck gefordert werden.

Die erste öffentliche Versammlung brachte Begrüßungen in großer Zahl. Vom Kurator der Gemeinde Augsburgischen Bekenntnisses Dr. Th. Reisch, vom Kirchenrat Eckardt, Justizrat Eltze, den Pfarrern Spies und Storch namens der von ihnen vertretenen heimatlichen Ausschüsse und Vereine. Gute warme treue Worte. Den Hauptvortrag hielt der Rektor der bekannten Gallneukirchener Diakonissenanstalt D. C. J. Bauer über den „Protestantismus in der Arbeit der Liebe." Es mag manchem eine Ueberraschung gewesen sein, das Viele aneinandergereiht zu sehen, was auf diesem Gebiete der österreichische Protestantismus, der doch noch immer in dem Aufbau der Gemeinde seine Hauptaufgabe sehen muß, leistet oder versucht. Der Redner war spät zum Wort gekommen, hielt doch die Versammelten im Bann und überwand die anfängliche Unruhe im überfüllten Saale endlich siegreich.

Der Mittwoch brachte eine Fülle von Beratungen. Zuerst in dem schönen Festsaal des Gebäudes der Wiener Kaufmannschaft in geschlossener Versammlung einen Vortrag von Pfarrer D. Schmidt-Bielitz über „Unsere Rechte". Der Eindruck der ruhigen sicheren Darstellung der Rechtsverhältnisse unserer Kirche war der, daß Oesterreich genug vorzügliche Gesetze hat, zum teil aus klassischer weitherziger Gesinnung herausgeschaffen, um im Frieden seine evangelische Kirche sich entwickeln zu lassen. Aber schon der Vortragende mußte vielfach auf Rechtsunsicherheit und Ungerechtigkeit hinweisen, der Strom der Klagen und Fragen aus der Mitte der Zuhörer aber schwoll so mächtig an, daß er gewaltsam abgebrochen werden mußte, um der unmittelbar sich anschließenden auch von vielen Damen besuchten zweiten öffentlichen Versammlung Platz zu machen. Zunächst wieder Begrüßungen: schriftlich von kirchlichen Behörden und Amtsträgern u. A., mündlich vom Zentralvorstand der Gustav Adolf-Stiftung durch D. Dibelius-Dresden, vom Evangelischen Bund durch Dr. Hermens-Magdeburg, den treubewährten Freunden und Beratern alter, junger und jüngster Gemeinden Oesterreichs. Beide trafen den Oesterreichern ins Herz, sie müssens an dem jubelnden Beifall gemerkt haben. Dann sprach D. K. Beth, Professor an der evangelischen theologischen Fakultät, über: „Der Protestantismus im Ringen um die Weltanschauung." Er führte die Zuhörer unstreitig auf die Höhe der Tagung und erwarb sich durch seine meisterliche Darlegung des Wesens, Wertes und der Ziele des Protestantismus als Weltanschauung den Dank Aller.

Abends 6 Uhr Festgottesdienst in der Gumpendorfer evangelischen Kirche. Prediger D. Dibelius.

Und endlich der Festabend. Drei Reden: Pfarrer D. von Zimmermann-Wien über die Feier des Protestantenpatentes im Jahre 1961. Senior Eckardt-Graz und Pfarrer Hickmann-Dux über den Protestantismus in den Alpen- und Sudetenländern. Pfarrer F. Hochstetter-Neunkirchen, der die Hauptlast der Vorbereitung der Tagung getragen hatte, sagte das schlichte ernste Schlußwort. Chorvorträge dazwischen, gemeinsamer Gesang am Anfang und Ende.

Manche mögen vom Protestantentag mehr und anderes erwartet haben; sie mögen bedenken, daß es ein erster Versuch gewesen. Die vom Protestantentag konfessionelle Friedensstörung und nationale Hetze gefürchtet haben, mußten sehen, daß sich der Tag nicht mit dem Katholizismus, sondern mit dem Protestantismus beschäftigt hat. Der beste Kampf gegen den römischen Gegner ist Pflege eines freien wahrhaftigen lebendigen evangelischen Christentumes. Die aber Hindernisse von jener Seite her erwartet haben, die gerne in den Dienst Roms sich stellt, mögen überrascht gewesen sein, daß Alles ohne jede Beaufsichtigung verlaufen. Der Wiener Bürgermeister hatte sich entschuldigt und einen evangelischen Stadtrat als Vertreter angekündet, der Statthalter — selbst evangelisch — sich auch entschuldigt; der Kaiser, dem eine Huldigung übermittelt worden war, hat sofort in liebenswürdiger Weise geantwortet und gedankt. Damit ist die Tagung ausgeklungen, keine Heerschau über Massen, aber eine Einschau in unvergängliche innere Werte.

Erich Stökl

Nach der Entscheidung im Fall Jatho

1

Das Spruchkollegium für kirchliche Lehrangelegenheiten stellt nach seiner freien, aus dem ganzen Inbegriff der Verhandlungen und Beweise geschöpften Ueberzeugung kraft § 11 des Kirchengesetzes betreffend das Verfahren bei Beanstandung der Lehre von Geistlichen, vom 16. März 1910 fest, daß eine weitere Wirksamkeit des Pfarrers Jatho in Köln a. Rh. innerhalb der evangelischen Landeskirche der älteren Provinzen Preußens mit der Stellung, die er in seiner Lehre zum Bekenntnisse der Kirche einnimmt, unvereinbar ist. So beschlossen in der Sitzung vom 24. Juni 1911.

Der ausdrücklich herangezogene § 11 lautet:

Ist die Angelegenheit zur Schlußentscheidung reif, so hat das Spruchkollegium nach seiner freien, aus dem ganzen Inbegriff der Verhandlungen und Beweise geschöpften Ueberzeugung in einem Spruche festzustellen oder für nicht festgestellt zu erklären, daß eine weitere Wirksamkeit des Geistlichen innerhalb der Landeskirche mit der Stellung, die er in seiner Lehre zum Bekenntnisse der Kirche einnimmt, unvereinbar ist.

Es wird gut sein, dazu auch den § 1 desselben Kirchengesetzes hier abzudrucken, der von der Einleitung des Verfahrens handelt. Er lautet:

Wegen Irrlehre eines Geistlichen findet fortan ein disziplinares Einschreiten nicht statt. Dagegen ist nach diesem Kirchengesetz*) zu ver-

*) Wörtlich: nach Abschnitt 1 dieses Kirchengesetzes.

fahren, wenn auf Grund von Tatsachen die Annahme gerechtfertigt erscheint, daß ein Geistlicher in seiner amtlichen oder außeramtlichen Lehrtätigkeit mit dem Bekenntnis der Kirche dergestalt in Widerspruch getreten ist, daß seine fernere Wirksamkeit innerhalb der Landeskirche mit der für die Lehrverkündigung allein maßgebenden Bedeutung des in der heiligen Schrift verfaßten und in den Bekenntnissen bezeugten Wortes Gottes unvereinbar ist.

Eine Beurteilung des gefällten Spruches als solchen ist erst möglich, wenn die Begründung vorliegen wird. Diese steht kaum vor Abschluß dieser Nummer zu erwarten. Indem wir uns unsre Stellungnahme dazu vorbehalten, eröffnen wir heute die Diskussion durch einige allgemeinere Betrachtungen.

2

Ueber das innige Verhältnis Jathos zu seiner Gemeinde in Köln kann kein Zweifel bestehn. Auch darüber nicht, daß es auf den sittlich-religiösen Vorzügen seiner Person beruht. Sicher haften ihr auch Fehler an. Und sicher wird von der wahrhaft seltenen, überschäumenden Begeisterung, die ihn umgibt, nicht alles auf rein frommen Erlebnissen und Bedürfnissen beruhn. Aber die Versuche, Jatho als evangelischen Pfarrer in Köln sittlich und amtlich zu verdächtigen, sind kläglich gescheitert. Wir haben einen Pfarrer und eine pastorale Wirksamkeit vor uns, von der jeder kirchlich-theologische Gegner Jathos ehrlicherweise bekennt: Wollte Gott, wir hätten so ihrer viele!

Daß Jatho auch in Köln um der Eigenart seiner Verkündigung willen bei altgläubigen Amtsbrüdern und bei altgläubigen Gemeindegliedern Anstoß erregte, ist Tatsache. Aber kein tüchtiger Prediger kann es heute allen seinen Kirchgenossen rechtmachen. Und für die mit Jatho Unzufriedenen war in Köln reichlich gesorgt.

Um der Gemeinde Köln willen brauchte das Spruchkollegium mit dem Fall Jatho nicht behelligt zu werden.

3

Aber Jatho gehörte noch einem größeren Kreise an, der preußischen Landeskirche. Diese hätte Recht und Ursache, sich um einen irrenden Pastor zu bekümmern, auch wenn die Gemeinde restlos mit ihm zufrieden wäre! Obendrein hat Jatho auch außerhalb Kölns seines Amtes gewaltet, durch Predigten, Vorträge und Gedrucktes. Ein Vortrag in Elberfeld wurde Anlaß zu der Klage, die den Prozeß in Gang brachte.

Man wird in der Tat die Einzelgemeinde in und von der Landeskirche nicht isolieren dürfen. Wir sind keine Kongregationalisten oder Independisten. Die Landeskirche ist die umfassende Organisation. Ihre Bedeutung gegenüber der Einzelgemeinde hat sich gegen einst eher gehoben als gesenkt. Gemeinde und Kirche scheinen sich zu verhalten wie Glied und Körper. Ganz stimmt das Gleichnis nicht: die Einzelgemeinde ist von Rechts wegen auch ein Ganzes und kann jederzeit in höherem Sinne ein Ganzes sein als die Landeskirche. Aber geklärt ist da nichts; und wenn die Landeskirche will, hat sie heute ein Uebergewicht über die Einzelgemeinde. Auch über die lebendigste. So wie Vater oder Mutter in unmodernen Familien über die erwachsene Tochter.

Man kann fordern, daß die Einzelgemeinde mehr bedeuten solle gegenüber der Landeskirche, als anerkannt wird. Man kann fordern, daß es von größtem, ja ausschlaggebenden Gewicht sein müsse, wenn die Gemeinde mit ihrem Pfarrer in heiliger Eintracht lebt. Aber einfach Rechtens ist das nicht.

4

Das preußische Irrlehregesetz redet in seinem § 1 von dem „Bekenntnis der Kirche“ und von dem in Bibel und Bekenntnisschriften enthaltenen „Worte Gottes“. Es setzt diese (von uns oben gesperrt gedruckten) Begriffe als in sich klar voraus und legt sie der ganzen Judikatur zu Grunde.

Als evangelischer Theologe kann man es nur für selbstverständlich erklären, daß mit den Begriffen „Bekenntnis“ „Wort Gottes“ „Evangelium“ usw. ein klarer, eindeutiger Sinn zu verbinden ist. Ich will in jedem Augenblick mit einer Formulierung dieser Begriffe Rede stehn, die weithin in der Kirche auf Anerkennung oder Zulassung rechnen dürfte. Und jeder einigermaßen gebildete Theologe muß dasselbe können.

Aber eine Formulierung, mit der dem Juristen gedient wäre, würde das nicht sein. Die kann und darf ich nicht liefern. Und hier liegt das Verzweifelte der Aufgabe für den Kirchenrechtler, für den juristisch klügelnden Laien, für die juristisch interessierte Kirchenbehörde, und auch für jedes Spruchkollegium — sofern es durch § 1 wirklich auf juristisch faßbare Begriffe gestellt sein soll und nicht durch § 11 auf ganz freie, d. h. eben juristisch unfaßbare Ueberzeugung.*)

Man darf dem Juristen und dem juristisch räsonnierenden Laien die Sache so klar machen. Die evangelischen Kirchen haben zwar zu ihrer rechtlichen Existenzgrundlage etliche Bekenntnisschriften. Aber diese wissen selbst von einer Norm, die über ihnen steht und die also auch für den Kirchendiener, den sie verpflichten, höher stehen soll als sie selbst, der Bibel. Die Bibel aber offenbart ihre zwingende Autorität durch ihren Inhalt einem Jeden nach dem Maße seiner Gaben. Hier, im Schriftverständnis, triumphiert der persönliche Glaube über alles gemeine Recht. Jede kirchliche Verpflichtung endet auf protestantischem Boden immer wieder im tiefsten Subjektivismus. Das ist keine Willkür, das ist Art und Wesen dieser Kirche.

Wie kann ein Gemeinwesen dabei bestehen? Wie kann man es da regieren? So ruft verzweifelnd der Jurist angesichts dieses Tatbestandes. Ich habe augenblicklich kein Interesse, ihm als Juristen die Situation zu erleichtern.

Aber kein gläubiger evangelischer Christ sollte diesem Tatbestande gegenüber in Not und Verzweiflung geraten. Dennoch gibt es solche.

5

Es sind unsre Altgläubigen, wie ich der Kürze wegen sie nennen möchte. Und darüber hinaus zaghafte oder vermittelnde Geister, die für ihre Person freier stehn. „Es muß doch eine Grenze geben“ ist ihre Losung.

Diese Rede geht aus von den Daseinsbedingungen menschlicher Organisation. Also in diesem Falle der Landeskirche. Von hier aus hat solche Erwägung recht.

Aber mit dem Glauben, mit dem evangelischen Glauben hat die Rede nichts zu tun. Weshalb soll es nicht eine Religionsgemeinschaft geben, welche die Gliedschaft und Wirksamkeit in ihr lediglich abhängig macht von dem persönlichen Bekenntnis zu ihr, zu ihrer Geschichte und zu ihrem Gott? In der Zuversicht, der Aufrichtige werde dann unter allen Umständen für sie ein Gewinn sein? Und mit dem resignierten Vorbehalt, daß man sich vor unehrlichen Elementen freilich durch keine äußeren Maßregeln schützen könne, daß die bekämpft werden müssen, wie wir das Böse in unsrer Umgebung überhaupt bekämpfen? Nämlich dadurch, daß wir um so eifriger uns bemühen, gut zu sein! Es dürfen Reaktionen gegen das Unchristliche in unsrer Mitte wahrhaftig nimmermehr ausbleiben. Aber jenes „Es muß auch Grenzen geben“ ist vor dem Forum der Religion eine schwächliche, profane, heidnische Rede.

Man schilt das Enthusiasmus. Es ist einfach Glaube. Aehnlich wie wir in der Welt der Wissenschaft zusammengehalten sind durch den Glauben an die Macht der Wahrheit und daraufhin das Grundgesetz aufrichten können: „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei,“ so und noch viel mehr muß uns in der Kirche tragen und einigen der unverwüstliche Glaube an den Sieg der religiösen Wahrheit, d. i. unsers Gottes und seines Evangeliums.

In dieser Ueberzeugung treffe ich zusammen mit allen echten und schlichten Gläubigen unter den Altgläubigen. Daß sie und wir uns hierin einigen, ist die Grundbedingung dafür, daß wir uns verstehen und mit einander Eine Kirche bilden.

6

Ob unsre Altgläubigen wirklich Freude haben an dem Spruch über Jatho? Ob sie wirklich den Eindruck haben, nun sei die Kirche doch vor dem Aergsten geschützt? nun könnten sie besser als zuvor ihres Glaubens leben?

*) §§ 1 und 11 des Gesetzes reimen sich nicht. § 1 bedeutet wesentlich das alte, § 11 ein neues Verfahren.

Ihre Presse hat ganz vornehmlich den „Fall Jatho" gemacht. Wer sie seit Jahren daraufhin beobachtet hat, kann daran nicht zweifeln. Ob diese Presse zufrieden ist, frage ich nicht. Sie und ihr Anhang werden vielleicht nunmehr weitere Prozesse anstrengen, um auf diese Weise die Landeskirche Schritt für Schritt von ketzerischen Elementen zu säubern. Welche Pfarrer da zuerst an die Reihe kommen müssen, hat diese Presse ja auch längst schon gesagt. Es sollen beim Oberkirchenrat die nötigen Anklagebriefe bereits vorliegen. Es sollen unter den Kanzeln der nächsten Opfer allsonntäglich die Stenographen sitzen, die das nötige Beweismaterial sammeln. Ich würde das nicht sagen, wenn es mir nicht ebenso gut bezeugt, wie in sich logisch und wahrscheinlich wäre.

Mögen sie nur so fortfahren. Je kräftiger desto besser. Die Tage dieser Gläubigkeit und Taktik sind gezählt. In weniger Zeit, als seit dem Eifer Hengstenbergs verstrichen ist, wird man von ihnen nicht anders reden als von Hengstenberg.

Aber die wirklich gläubigen Altgläubigen müssen und werden sich von diesen ihren unberufenen Wortführern trennen. Je mehr die Prozesse unter dem Spruchkollegium sich häufen würden, desto rascher und entschiedener. Unsre Kirche hat Raum und muß Raum haben für wirkliche christliche Gewissensfreiheit.

Auch für Gewissensfreiheit der Altgläubigen. Es muß ihnen die Möglichkeit geschaffen werden, überall in der Landeskirche ihres Glaubens zu leben. Solange sie auf ihr Recht pochen und irgendwelche Alleinherrschaft begehren, müssen wir ihnen Widerstand leisten. Aber sobald sie sich auf ihren Glauben berufen und für diesen Verständnis und Schutz begehren, müssen wir ihnen entgegenkommen.

7

Die kirchlich Liberalen haben viel gelernt. Man kann sich nur darüber freuen, wie sie den Fall Jatho durchlebt haben und noch durchleben. Es muß das in hohem Grade das Verdienst Jathos sein. Aber man darf es doch auch den Vielen, man darf es der Masse gut schreiben.

Nicht die Herzlichkeit und Treue, mit der die Kölner Gemeinde und die rheinisch-westfälischen Gesinnungsgenossen zu Jatho stehen, ist das Wichtige. Sondern die Selbstverständlichkeit, mit der sie trotz des leidenschaftlichen Schmerzes um Jathos Absetzung in der Kirche bleiben. Man spürt hier die Macht einer Erziehung in der Gemeinschaft, die dem kirchlichen Liberalismus ebenso wie der Landeskirche zu gute kommt. Wir stehen schon heute vor der Tatsache, daß dieser Haltung überall im Lande Verständnis begegnet.

Wenn Kreise, die bisher der eigentlich kirchlichen Arbeit fernstanden, sich aber für Jatho und seine Sache erwärmten, durch dieses Erlebnis stark und dauernd festgehalten werden, kann der Fall Jatho eine neue Zeit heraufführen in unserm deutsch-evangelischen Kirchenwesen.

8

Den evangelischen Pfarrern ist die Stellungnahme, wie es zunächst scheint, schwer gemacht durch die untheologische Art Jathos. Wer mit Schleiermacher weiß, weshalb zur „Kirchenleitung", d. i. zum Kirchendienst, Theologie gehört, kann die Emanzipation von dieser Forderung, wie sie Jatho in sich darstellt, nicht billigen. Es werden also nur wenige Theologen im Amt irgend im Stande sein, sich mit Jatho als Theologen eins zu wissen. Und folglich wird kaum einer durch das Urteil des Spruchkollegiums sich direkt mit getroffen fühlen.

Schon darum ist auch die Folgerung hinfällig, welcher die Kölnische Zeitung Ausdruck gegeben hat:

> Die Kirche hat gestern einen Herzstoß erhalten. Gar mancher ihrer Geistlichen wird in Zukunft, fürchten wir, behutsam, sehr behutsam werden in der Ausbildung seines innern religiösen Lebens. Er weiß jetzt, daß er dieses innere Leben nicht in die Formen gießen darf, in denen es Jatho genossen und seiner Gemeinde weitergegeben hat; denn was Jatho recht gewesen ist, wird ihm billig sein. Er wird sich vielleicht der Einfachheit halber gleich an die alten Formeln halten, bei denen er am sichersten geht, wenn auch sein Herz nichts von ihnen weiß und vielleicht auch seine Gemeinde mit ihnen nichts mehr anfangen kann.

Die Versuchung wird für unsere Geistlichen gering sein, wegen des Spruchs wider Jatho zu heucheln. Aber gerade indem hier nicht das eigenste Interesse des gleichgeschulten und gleichgestimmten Theologen geweckt wird, nicht das Tua res agitur im Sinne engster Bildungs- und Ueberzeugungsgemeinschaft mitspielt, wird der deutsche Pfarrerstand über die Freiheit als Bedingung seines gesegneten Wirkens um so tiefer nachdenken. Und wie schon bisher, so werden wir es auch fernerhin als eine besondre Wohltat empfinden, für einen Mann und sein Recht in der Kirche eintreten zu dürfen, mit dem wir uns nicht einfach identifizieren können.

Vier Pfarrer der preußischen Landeskirche haben folgende öffentliche Erklärung erlassen:

> Wir erblicken in der Tatsache der Amtsentlassung Jathos, dessen Jesusjüngerschaft unwidersprochen vor aller Welt klar darliegt, eine unabsehbare Schädigung der Religion in unserer evangelischen Landeskirche.
> Wir werden, unbeirrt durch alle Folgen, unsere Verkündigung des Evangeliums allein unserer Gewissensüberzeugung folgend im protestantischen Geist nach wie vor ausüben.
> Pfarrer Alfred Fischer Berlin. Pfarrer lic. Dr. Hollmann Nikolassee. Pfarrer lic. Traub Dortmund. Pfarrer Professor D. von Soden Berlin.

Die Erklärung hat rasch hundert Unterschriften erhalten. Wir wünschen ihr hunderte.

9

Bei dem ganzen Zusammenstoß handelt es sich um zwei schwer zur Deckung zu bringende Größen. Da ist einmal die Landeskirche, eine geschichtlich gewordene Organisation von schlechthin menschlicher, aber darum wahrlich nicht geringzuschätzender Art. Da ist zum andern der religiöse Individualismus, auch geschichtlich auf uns gekommen, aber eben als das religiöse Erbe der Reformation, göttlicher Herkunft und Art. Er ist die Grundvoraussetzung religiösen Lebens und Wirkens im Sinne der Reformation auch für die Träger des geistlichen Amts. Wenn nun die beiden Größen mit einander in Konflikt kommen, soll man nicht nur zürnen und schelten. Man soll begreifen, daß sie in Konflikt kommen müssen. Und der ganze deutsche Protestantismus ist dazu da, diesen Konflikt recht innerlich und gründlich zu durchleben.

Bei diesem Konflikt wirkt eine dritte Größe mit ein, die Einzelgemeinde. Mag sie nicht ohne weiteres zu entscheiden haben, so muß ihr Gewicht ganz anders in die Wagschale fallen, als heute Rechtens ist.

Der Fall Jatho ist unter allen Umständen eine Etappe. Wie es auch das Spruchkollegium ist. Lauter Glieder einer gottgewollten Entwickelung. Alles muß, ob auch wider Willen, dem göttlichen Ziele dienen, das der Fromme im Glauben schaut. Darum schelten wir auch nicht auf die Richter und ihren Spruch. Ich habe ihm mit großer Sorge entgegengesehn, gleichviel wie er ausfallen möchte. Heute fühle ich, er nützt. Wenn auch wohl in anderm Sinne, als die Richter wähnten. Aber mit ihnen und ihrem Urteil wollen wir uns näher erst dann beschäftigen, wenn die Begründung des Urteils vorliegt.

Eins kann man heute schon sagen. Das Fatale an der Absetzung Jathos ist die Beteiligung des Staates. Man versucht ja auch durch die neuere kirchliche Gesetzgebung in Preußen den Staat allmählich von der Mitwirkung am inneren Leben der Kirche immer mehr zu entlasten. Die Schaffung des Irrlehregesetzes selber ist von manchen seiner Urheber so gemeint gewesen. Aber es wirkt doch nur mehr wie eine vorgeschobene Kulisse. Wenn in Amerika eine Denomination einen Pfarrer aus ihrem Verbande ausschließt, weshalb wirkt das ganz anders? Weil der Staat gar nichts damit zu tun hat. Weil die Denomination keine Landes- und Volkskirche ist. Wir werden das Band zwischen Staat und Kirche noch viel kräftiger lockern müssen, wenn wir saubere Verhältnisse bekommen wollen. Wie wir dabei doch den Zusammenhang der Volkskirche nicht verlieren wollen, bleibt die Meisterfrage. Trennen ist da leichter als Zusammenhalten. Aber die irren, die da meinen, unsre Landeskirche sei schon im Zerfall. Sie zeigt sich im Grunde so fest und zäh, daß ihr nichts fehlt als eine Verständigung ihrer lebendigen Glieder über den gemeinsamen Glaubensbegriff und eine darauf sich gründende gründliche Verfassungsreform. Zu diesem Ziele, das die kirchliche Gegenwart uns immer deut-

licher zeigt, bedarf es des verständigen Handinhandgehens von Rechts und Links. Wir müssen uns gegenseitig Glaubens- und Gewissensfreiheit gewährleisten in der Kirche.

Ich halte das nicht für unmöglich und hoffe, daß der Fall Jatho dazu helfen wird. R

Verschiedenes

Ist eine Neubelebung unserer evangelischen Kirche möglich? und Warum ist gerade jetzt „Gemeindearbeit“ notwendig? Von Professor Lic. Heinrich Matthes. Darmstadt, Wartburg-Buchhandlung 1911. 35 S. 50 Pfg.

Was Matthes in dieser, gerade zu der Darmstädter Konferenz für evangelische Gemeindearbeit (vgl. Nr. 19 und 20) erschienenen Broschüre und ebenso in seiner vorangegangenen größeren Schrift (Aussichten und Aufgaben der evangelischen Landeskirchen in der Gegenwart. Gießen, A. Töpelmann 1909. 96 S. 2,60 Mk.) ausführt, das ist in der Tat etwas, was wir brauchen: ein praktisches Christentum voll Kraft und Wille zum Wirken; anstatt des Intellektualismus und Individualismus, der uns zu Grunde richten wird, wenn wir uns nicht besinnen. Manches ist bitter und scharf; Manches sieht auch sehr wenig „liberal“ aus, obwohl es von einem modernen Theologen, von einem Freund der Christlichen Welt geschrieben ist. Aber vielleicht ist gerade dies das, was am meisten Nachdenken verdient: die Forderung einer lebendigen Gemeinde, welche nicht nur die Barmherzigkeit der Liebe, sondern auch die Barmherzigkeit der Zucht, auch des Zwanges, übt. Sehr beherzigenswert ist es, wenn Matthes um der Erziehungsaufgabe der Kirche willen (gegen Dörries und Traub) unbedingt fordert, daß die Gemeinde das, was sie an Liebesarbeit leistet, möglichst in ihrem eigenen Namen tut. So kehrt er dann zum Schluß die bekannte Traubsche These um: „Wer in der Welt wirken und etwas Bleibendes für die Menschheit ausrichten will, der wirke für die Kirche.“

Man bespreche die Schriften auf Pfarrkonferenzen, Gemeindeabenden oder Kreissynoden, und besonders auch in den Zusammenkünften der Freunde der Christlichen Welt. Es kann etwas dabei herauskommen. Lueken

Der geniale Mensch. Von Hermann Türck. Berlin, F. Dümmler 1910. 529 S. 5,50, gebunden 7 Mk.

Das Buch liegt in 7. Auflage vor. Es wird wohl noch mehr Auflagen erleben, denn es verkörpert eine idealistische Anschauung, die eben im Begriffe ist, sich nach langer Verkennung einen neuen Sieg im Kampf der Geister zu erstreiten: es macht dem lange genug von der Mode verhätschelten Begriff des Kraftgenies den Garaus, nach welchem Genialität nichts Anderes wäre als eine von den Gesetzen der Dinge losgebundene Selbstvergötterung, und stellt dem „antisophischen“ Ideal der „Borniertheit“, der mangelnden Hingebung an die Wirklichkeit und der ungebrochenen Selbstsucht, das echte jener Selbstlosigkeit gegenüber, welche in völliger Hingabe an die Wahrheit der Dinge besteht und allein dazu befähigt, aus der Einzelerscheinung die ewige Idee herauszulesen.

Nachdem das Wesen des genialen Menschen auf den Gebieten der Kunst, der Philosophie und des praktischen Lebens festgestellt ist, wird es an den hervorragendsten Größen der Literatur, Philosophie, Religions- und Weltgeschichte erläutert, mit den Theorien Darwins und Lombrosos verglichen, den individualistischen Idealen Stirners, Nietzsches, Ibsens gegenübergestellt und zum Schluß aus dem Pandora- und Sündenfallmythus herausgehoben.

Die in Skizzen gehaltene Darstellung gibt Ueberzeugungen, Erlebnisse, nach Kämpfen Geschautes; daher die eindringliche Liebe, mit der das Buch zu reden weiß. Und das macht seinen größten Reiz aus. Bruhn

Kleine Mitteilungen. Es seien hier einige Zeitungsartikel zu dem Spruch über Jatho genannt, die uns zur Kenntnis gekommen sind und die unsre Leser besonders interessieren werden: in der Täglichen Rundschau 293 Morgenblatt von H. S., mit nachdrücklich beruhigender Absicht; in der Hilfe 26 von Naumann, sehr scharf gegen das Spruchkollegium; im Fränkischen Kurier 324 Abendausgabe von Rittelmeyer; in der Kieler Zeitung 26539 Morgen von Baumgarten (wenn der Raum es gestattet und der Artikel nicht inzwischen überholt wird, werden wir ihn in nächster Nummer abdrucken); in der Frankfurter Zeitung 179 Morgen $3\frac{1}{2}$ Spalten von einem Anonymus, ein vortrefflicher Artikel, man kann sich nur freuen, wenn unsre freisinnige Tagespresse es lernt in solchem Tone zu reden; in der Frankfurter Gemeinde 26 von Veit, ebendort eine Begrüßung von neun Frankfurter Pfarrern an Jatho. Die Christliche Freiheit 27, von Traub herausgegeben (Bonn, Carl Georgi), bringt unter Anderm den Wortlaut der ganz ausgezeichneten Verteidigungsrede Traubs. Sie wird ja wohl auch in den „Aktenstücken zum Fall Jatho“ (Köln, Paul Neubner) alsbald zu haben sein. — Hoffentlich vereinigen sich öffentliche Stimmen aus allen Lagern mit der unsern in dem Verlangen, daß das Stenogramm der Verhandlungen des Spruchkollegiums offiziell herausgegeben wird. Kirche und Welt haben einen moralischen Anspruch darauf. Einen längeren Bericht bringt der Evangelisch-kirchliche Anzeiger für Berlin 27, aber das kann wirklich nicht genügen. Einen Satz aus der Reformation 27 muß ich schließlich doch noch wiedergeben:

„Den Wert des Irrlehregesetzes werden wir erst richtig einschätzen können, wenn einmal ein Pfarrer vorgeladen ist, der kirchenpolitisch radikal gegen das kirchliche Bekenntnis vorgeht, theologisch aber etwa auf dem Standpunkte Harnacks steht und sich mit besserem Grunde auf diesen berufen kann als Jatho.“ Die Bosheit ist unübertrefflich. Man bedenke, daß Harnack selber (stellvertretendes) Mitglied des Spruchkollegiums ist.

Predigten auch zum Fall Jatho schenkte uns einer der Männer des Spruchkollegiums, Professor Loofs in Halle, unter dem Titel: Ueber Selbsterlösung, Pantheismus und Lebensfreude. Halle, Max Niemeyer 1911. 35 S. Preis? Da hat der Prediger nun wirklich die Punkte getroffen, an denen wir uns vornehmlich in unserm Innern mit Jatho auseinandersetzen, und hat, was ihn als berufenen Richter in dem Prozeß zehnfach tief beschäftigen mußte, predigend an die Gemeinde weitergegeben. Wir können unsern Lesern nur herzlich raten, sich diese Predigten nicht entgehen zu lassen. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 26. Zur Vorgeschichte des Falles Jatho — Jathos Christusidee und Konfirmandenbekenntnis — Redefreiheit der Geistlichen — Verschiedenes: Deutsche evangelische Kirche in Rom. Uebertritte anglikanischer Geistlicher. Gottesdienst für Flieger

Hofmeisterposten
für die Sommerferien sucht cand. theol. et stud. phil. mit Gymnasial- und Oberrealschulmatura zu jüngeren Knaben. Beste Referenzen. Gefl. Anträge unter W. H. an die Expedition des Blattes.

Soeben ist erschienen:
Die Schichten im vierten Evangelium
Von
Hans Hinrich Wendt
Professor d. Theol. in Jena
158 S. Gr. 8°. 4,40 M.
Göttingen
Vandenhoeck & Ruprecht

Verkäuflich:
Christliche Welt Jahrgänge 1893 bis 1905 (1892. 1906 tw) Chronik der Christlichen Welt 1896 bis 1905. Meist gebunden.
Franzburg **Jung**, Sem. Direktor

Bad Nauheim
Haus Kling Karlstr. 44
Möblierte Zimmer mit und ohne Pension für Kurgäste. Ruhige, freie Lage, Garten. Mäßige Preise.
Frau Ober-Postassistent Kling

Harmoniums
beste Fabrikate 6 M. monatlich
Catalog gratis.
E. Roggenbauch
STUTTGART.

Venedig Christl. Hospiz Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Frau Pastor Heydorn, Burg auf Fehmarn, sucht möglichst zum 1. August ein in Kochen und Hausarbeit erfahrenes **junges Mädchen** als Gehilfin. Magd wird gehalten.

Eine feingebildete, ältere **Dame**, sehr musikalisch, sucht für einige Zeit nicht zu teuren Aufenthalt zu ihrer Erholung, am liebsten in einem Pfarrhause auf dem Lande; von Monat August ab.

Suchende ist bescheiden mit ihren Ansprüchen auf das Materielle, möchte aber geistige Anregung in einem harmonischen Familienleben und ein freundliches Haus in hübscher Gegend. Gefl. Angebote mit Preisangabe unter M S an die Expedition des Blattes.

Deutsch-unitarisch

Inhalt des jüngst erstmalig erschienenen „Freiprotestant“. (Preis 20 Pfg.):

Was wir wollen. Christen und Freidenker (Berliner Kongreßreferat von Walbaum). Die unitarische Kirche (aus einem Flugblatt). Ein Laienwort zum Fall Jatho-Traub (Dr. med. Marcinowski). Freiprotestantische Gemeinde.

Verlag des Freiprotestant in Alzey

Herzogl. Baugewerkschule Holzminden.
Errichtet 1831 Hochbau Verpflegungs-Anstalt Tiefbau Direktor L. Haarmann
Sommerunterricht 2. April. Reifeprüfung. Winterunterricht 15. Oktober.
Die Herzogl. Baugewerkschule ist den Kgl. preuß. Schulen gleichgestellt.

Zweihundertfünfundsiebzig
selbsterprobte Koch-, Brat- und Backrezepte. Von Anna Baubeck. Preis 75 Pfennig. Das billigste und beste
Kochbuch für die vegetarische Küche
Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder vom Verlag Lebenskunst-Heilkunst, Berlin SW 11, Hallesche Str. 123

Der Schatzgräber

herausgegeben vom Dürerbund durch Leo Freiherrn von Egloffstein

ist eine Sammlung guter und billiger Bücher, für deren Auswahl und Ausstattung die gleichen Grundsätze gelten wie für alle übrigen Unternehmungen des Kunstwarts und des Dürerbundes. Er bietet gesunden Lesestoff für Groß und Klein. **Der Schatzgräber** zeigt durch seine Auswahl, daß gute Schriften nicht weniger zu unterhalten imstande sind als die „unterhaltenden“ schlechten. Wo es möglich ist, fügt er dem Text wertvolle Bilder von echten Künstlern, wie Richter, Speckter, Pocci ein.

Bisher sind 60 Bändchen erschienen, die meisten zu 10 Pfg., einzelne umfangreichere von 15—20 Pfg. Die Sammlung wird fortgesetzt.

Ausführliche Prospekte kostenlos durch alle Buchhandlungen.

Georg D. W. Callwey, München

Verlag von Helbing und Lichtenhahn in Basel

Unsere Kirche worauf sie ruht und was sie soll.

Vier Vorträge zur Besinnung und Verständigung

Herausgegeben von den Freunden der Neuen Wege in Basel

Inhalt:

Prof. Leonhard Ragaz: Was ist uns Jesus Christus?
Prof. D. Paul Wernle: Warum nennen wir uns Protestanten?
Pfarrer Theodor Schmidt: Kirche und soziale Frage.
Pfarrer Lic. Rudolf Liechtenhan: Kirche, Kirchliche Parteien und Reich Gottes.

Die hier vereinigten vier Vorträge sind während des letzten Winters in Basel gehalten worden. Den äußern Anlaß zu einem Heraustreten vor ein größeres Publikum und zur Wahl gerade dieser Vortragsgegenstände bot die damals bevorstehende, jetzt vollzogene Umwandlung der evangelisch-reformierten Landeskirche Basels in eine freie Volkskirche. Dazu kam die Erregung, die in weiten Kreisen unseres Volkes durch „Christusmythe“, Borromäus-Enzyklika und andere Erscheinungen der neuesten Zeit hervorgerufen war. In einem solchen Augenblick schien eine unbefangene Würdigung der Grundlagen und Aufgaben unserer Kirche besonders wünschenswert.

Preis Mk. 1.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder vom Verlag. (Adresse für Deutschland St. Ludwig i. E.

Hochalpines Lyceum in Zuoz

(Institut Engiadina)

Paritätisches Gymnasium, Realgymnasium, höhere Realschule, Vorschule verbunden mit Internat für 75 Zöglinge

Ausschreibung einer Lehrstelle und einer Vertretung

Infolge Berufung des bisherigen Inhabers an die Handelsschule St. Gallen ist die Stelle eines

Hauptlehrers für Mathematik

mit Physik oder Botanik oder Zoologie oder mathem. Erdkunde als Nebenfach, oder (infolge Fächertausches) die Stelle eines Hauptlehrers für Naturwissenschaften (Physik, Chemie, Mineralogie, Zoologie, Botanik) neu zu besetzen. Unterrichtsverpflichtung: 33 Lektionen (zu 40 Minuten) wöchentlich. Jahresgehalt 3300 Fr., steigend nach 3, 6, 10, 15 und 20 Dienstjahren um je 300 Fr. bis zum Höchstbetrag von 4800 Fr. Dauer der Ferien 14 Wochen.

Desgleichen wird für 6 Monate (20. September bis 20. März, mit 2 Wochen Ferien zu Weihnachten) ein Vertreter für Naturwissenschaften oder für Rechnen, Deutsch, Schreiben und Erdkunde gesucht. Gehalt 250 Fr. monatlich bei 30 Lektionen wöchentlich. Die Vertretung wird vielleicht nach Ostern zu einer Hilfslehrerstelle mit 2400 Fr.

Wegen eventueller Anrechnung hiesiger Dienstjahre im Staatsdienste des Großherzogtums Baden werden badische Lehramtspraktikanten auf den Allerhöchsten Erlaß aus Großherzoglich Geheimen Kabinett vom 31. Mai 1905 Nr. 1214 und den Beschluß des Großherzoglich Badischen Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts vom 5. Juni 1905 Nr. 23746 verwiesen.

Bewerbungen mit kurzem Lebenslauf, genauen Angaben über Studiengang, Zeugnis-Abschriften, ärztlichen Gesundheitsausweis und Nennung von Gewährsmännern (Referenzen) werden bis **6. Juli** an den Direktor der Anstalt, Herrn **Dr. Velleman** erbeten, von welchem auch nähere Auskunft erhältlich ist.

Zuoz im Engadin, den 20. Juni 1911.

Das Kuratorium des Lyceums

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Soeben erschien:

Neuprotestantische Grammatik

Das Griechisch des neuen Testaments im Zusammenhang mit der Volkssprache

dargestellt von

Dr. Ludwig Radermacher

ordentlicher Professor an der Universität Wien

(Handbuch zum Neuen Testament I 1)

Lex. 8. 1911. Mk. 4.—. Gebunden Mk. 5.—.

Radermachers Buch ist keine Grammatik in dem landläufigen Sinn eines in Paragraphen geteilten Repertoriums sprachlicher Erscheinungen, sondern es bietet eine fesselnd geschriebene Einführung in das Verständnis der Vorgänge des Sprachlebens, welche das so komplizierte Gebilde des neutestamentlichen Griechisch geschaffen haben.

Früher erschien:

Heussi, Karl, Kompendium der Kirchengeschichte. Zweite, verbesserte Auflage. Groß 8. 1910. (XXXII. 612 S.) Mk. 9.—. In Halbfranz gebunden Mk. 11.—.

Am 20. November 1909 ist die erste, sehr starke Auflage des Heussischen Kompendiums im Druck vollständig geworden und schon am 24. November 1910 mußte eine zweite Auflage ausgegeben werden.

Aus Kritiken über die erste Auflage:

Durch seine objektive, gründliche und dabei knapp gefaßte, immer das Wesentliche im Auge behaltende Darstellung eignet sich das Buch nicht nur als Einführung in sein Stoffgebiet für den jungen Studenten in den ersten Semestern, sondern auch als Repetitorium, ferner als Orientierungsmittel für Religionslehrer und Historiker, und endlich auch für weitere Kreise der Gebildeten, die sich über kirchliche Fragen und Ereignisse schnelle und kurze Belehrung verschaffen wollen.

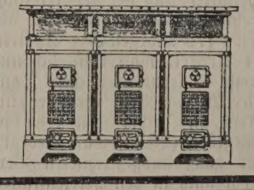
Literarisches Zentralblatt für Deutschland 1910 Nr. 1

Der kirchenhistorische Studienbetrieb verdankt Heussi bereits ein wertvolles Hilfsmittel, seinen in Gemeinschaft mit Mulert gearbeiteten Atlas zur Kirchengeschichte. Jetzt hat er mit seinem Kompendium ein Lernbuch für Anfänger geschaffen, das sich hoffentlich unter den Studenten den Boden erobern wird. Denn Heussi ist es nicht nur gelungen, auf knappem Raum eine reiche Materialsammlung als den „eisernen Bestand“ von Einzelkenntnissen zu bieten, stets auf Grund der neuesten Forschungen; sondern er macht, was den bisherigen Abrissen meist abging, Ernst damit, daß die Kirchengeschichte eine genetische Disziplin ist, die nicht nur Einzelheiten zu sammeln, sondern die Entwicklung der Kirche aufzuzeigen hat.

Deutsche Literaturzeitung 1908. Nr. 39

Die Töchterheime des **Ev. Diakonievereins Cassel-Wilhelmshöhe,** Lindenstraße und **Cassel-Brasselsberg,** Heime für Töchter gebildeter Stände mit hauswirtschaftlicher Ausbildung und wissenschaftlicher Weiterführung.

Prospekte wie nähere Mitteilungen durch den **Vorstand des Ev. Diakonievereins, Berlin-Zehlendorf,** und **Frl. Elisabeth zu Strohe, Cassel-Wilhelmshöhe.**



Der größte Heizeffekt bei sparsamstem Material-Verbrauch wird erzielt mit Viktoria-Kirchenöfen und Viktoria-Frischluftheizungen für Kirchen und Säle

Ofenfabrik Weißenburg
G. m. b. H.
Thal in Thüringen

PIANOS von Mk. 380 an **HARMONIUMS** von Mk. 33 an.

Höchster Rabatt. Kleinste Raten. Pianos und Harmoniums zu vermieten. Prachtkatalog M 6 gratis. Großer Umsatz. Günstige Bezugsquelle. Firma 1851 gegr.

WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, **GIESSEN** Obweg 153

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu als Beilage ein Fragebogen, herausgegeben von Herrn Lic. Pfennigsdorf in Dessau und Grenzmarken-Korrespondenz Nr. 11